Sitten und Gebräuche
der
merkwürdigsten Nationen.

Ein
interessantes Lesebuch für die Jugend.

Zweites Bändchen.
Der Außereuropäischen Nationen
Zweite Abtheilung.

Leipzig 1803.
bei Theodor Seeger.

Inhalt.

Fortsetzung von der Beschaffenheit Bengalens, nebst dem Charakter und den Sitten der Einwohner. . . . . S. 1

Arabien. 33

Abriß von den Beduinen oder herumstreifenden Arabern. 75

Aegypten. 100

a) Kopten. 145

b) Araber. 146

c) Mamlucken. 148

d) Türken. 151

e) Griechen, Armenier, Syrer, Mangrebinen, Aethiopier und Juden. 152

Siam. 182

Fortsetzung von der Beschaffenheit Bengalens, nebst dem Charakter und den Sitten der Einwohner.

Unter ihren Festen zeichnet sich besonders aus das Fest des Ganges, das Hakenfest, und das Fest der Reinigung.

Die Feier des erstern fällt in den Oktober, und besteht vorzüglich darin, daß gewisse Figuren mit großen Solennitäten in den Ganges geworfen werden. Unglaublich scheint die Menge Menschen, die sich zu diesem Feste versammelt. Jeder Banian, der reich genug ist, die Unkosten eines solchen Fe-

stes zu bestreiten, und diese können sich auf zehntausend Rupien und wohl noch darüber belaufen, wird gewiß wenigstens einmal in seinem Leben ein solches Fest geben. Von verschiedenen solchen zu Chinsura gefeierten Festen zeichnete sich eines vor allen ganz besonders aus. Es kostete dem, der es gab, volle achttausend Rupien, etwas über fünftausend Thaler, und währte drei Tage nach einander.

Ich verfügte mich an einem dieser glänzenden Tage zu dem Banian, in dessen Hause das Fest gefeiert wurde.

In einem großen Zimmer desselben, von einer Menge brennender Lampen erleuchtet, war an dem einen Ende ein vier Fuß hohes Gerüste, und über diesem ein auf Pfeilern ruhender Thronhimmel errichtet. Das Ganze war mit rothem Kattun bekleidet, und auf den Kattun eine Menge Blumen von dünngeschlagenem Silberblech geheftet; und die Decke des Zimmers hing voll von an einander gereiheten Kokusnüssen und andern Früchten.

Auf dem Gerüste befand sich eine halbrunde Nische, und in dieser verschiedene ungestalte Figu-

ren von Thon, alle reichlich bemalt und vergoldet. Die größte und oberste dieser Figuren stellte die Göttin Dulga vor. Sie hatte zwei große und zwei kleine Arme. In der einem Hand hielt sie einen abgehauenen Menschenkopf, in der andern eine Trinkschale, in der dritten ein längliches Stück Holz, und in der vierten etwas, das wie ein Buch aussah. Eine kleine menschliche Figur stand neben ihr auf jeder Seite, und wie der Banian mir sagte, so sollten diese Figuren die Kinder der Dulga vorstellen. Zu den Füßen der Göttin sah man ein Ungeheuer mit einem Pferdeleibe und Drachenkopfe, das eine abscheuliche menschliche Figur neben sich hatte, die es zu verschlingen drohete.

Außer der Dulga waren auch noch weibliche und männliche Figuren vorhanden, und das Glied, an dem man die letztern erkannte, waren Priapen von einer Größe und in einer Stellung, die alle Begriffe von Ehrbarkeit ausschloß.

Der äußere Rand der Nische war in kleine viereckige Fächer abgetheilt, und in jedem derselben hatte man irgend eine Handlung der Götter vorgestellt, aber alles war unförmlich.

Hie und da sahe man auch Abbildungen von einer Gottheit, die sie unter dem Namen Lingam verehren. Der Dienst, welcher dieser Gottheit erwiesen wird, ist zuverlässig der schändlichste, der sich bei einer Religionssekte nur auffinden läßt. Alles bei und an dieser Nische war blendend reich mit Gold und Silber verziert. Von Zeit zu Zeit warfen sich die Gläubigen vor diesem Götzen nieder, und opferten ihm Blumen, wohlriechendes Rauchwerk und Gold und Silber, sowohl gemünzt, als in kleinen gediegenen Stücken. Alle diese Gaben wurden am Ende des Festes von den Braminen, welche die Gottheit bedienen, sorgfältig aufgesammelt.

Der Zufluß von Menschen war groß, und der Saal überall angefüllt, die Mitte allein ausgenommen; diese war für die Tänzerinnen frei, welche drei Nächte hindurch, von dem Abend an bis zur Morgenstunde, vor der Dulga tanzten, und dabei sich in mancherlei, nichts weniger als ehrbaren Stellungen zeigten. Während des Tanzes, zu welchem kleine Trommeln, Triangel und andere indianische Instrumente gespielt wurden, sahen die

Tänzerinnen mit unverwandten Blicken nach der Nische, und Lobgesänge ertönten zu Ehren der Götter, deren Fest man feierte. Diese Musik war zwar nicht harmonisch, aber doch auch eben nicht widrig.

In der letzten Nacht dieses Festes ward ein reichlich mit Blumen ausgeschmückter junger Büffel feierlich geopfert.

Der zehnte Oktober — es war der fünfte Tag vor dem Vollmond und der vierte Tag des Festes — war von den Braminen bestimmt, dem Ganges die Opfer darzubringen, und zwar nicht bloß in Chinsura, sondern auch für alle am Ganges liegende Oerter.

Nachmittags wurden alle Nischen aus den Häusern geholt. Man setzte sie auf Tragbahren, und zwar so, daß die große, nachströmende Menge die Figuren im Gesichte behielt. Jede der Bahren wurde von vier Männern getragen; zu beiden Seiten derselben gingen zwei Männer mit Fächern von Pfauenfedern, um die Fliegen und andere Insekten von den Figuren abzuhalten. Vorher traten zwei andere, welche Posaunen bliesen, und diesen folgten

noch mehrere andere mit Trommeln und kleinen kupfernen Becken, die gegen einander geschlagen wurden. Dies zusammen genommen, machte ein wildes Getöse, eine wirklich unangenehme Musik. Sobald man das Ufer erreicht hatte, wurden die Nischen in Fahrzeuge gebracht; auch die Insektenverscheucher und die Musikanten begaben sich zu Schiffe. Beide setzten ihr Geschäfte fort, indeß andere vor der Göttin tanzten, und sich dabei in Stellungen zeigten, die nicht schamloser ersonnen werden könnten. Eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge, alle reichlich mit Flaggen geschmückt und ganz mit Menschen angefüllt, schlossen sich dem Fahrzeuge der Göttin an. Man fuhr den Fluß auf und nieder. Die Freude, die das Volk bezeigte, war grenzenlos, und alle wetteiferten mit einander durch Geberden aller Art, ihre Freude auszudrükken. Mit Sonnenuntergang wurden endlich alle Nischen in den Fluß geworfen, und damit hatte das Fest ein Ende. Habe ich das, was der Banian mir sagte, recht verstanden, so war der letzte Akt des Festes die Darstellung einer Vermählung; denn jährlich soll der G a n g e s mit der Göttin

Dulga sich begatten, und die zu beiden Seiten dieser Göttin stehenden Kinder sollen die Früchte dieser Ehe vorstellen. Mit den schamlosen Stellungen der Tänzerinnen vor dem Angesicht der Göttin wollte man nichts geringeres bewirken, als die Göttin anfeuern, der Welt, zur Besiegung des bösen Geistes, noch mehrere Kinder zu schenken.

Das Hakenfest, wie die Europäer es nennen, fällt in den April. Die Hauptrollen spielen Menschen dabei, die sich öffentlich auf mannigfaltige Art martern, und von denen, welche hier auftreten, hat sicher derjenige, wenn auch nicht die traurigste, doch die auffallendste Rolle, der, in der Luft schwebend, seine Marter erduldet. Zu diesem Behufe wird ein hoher Pfahl errichtet, und auf denselben ein Querholz von dreißig Fuß Länge gelegt, das um einen eisernen, in den Pfahl geschlagenen Zapfen gedreht werden kann. Der Dulder, zu seinem großen Werke von einem der ersten Braminen eingeweiht, erscheint mit einem großen, zwischen die Ribben ihm in den Leib getriebenen Haken, der mit einem Tuche umwunden ist, damit er das

Fleisch nicht durchreibe. Vermittelst eines kurzen Stricks wird sodann der Haken an dem einen Ende jenes Querholzes befestigt, und dieses letztere vermittelst eines Strickes, der an das entgegengesetzte Ende angebunden ist, von dem anwesenden Volke mehreremale schnell im Kreise herumgedreht. Während der Büßende, mit dem Haken am Querholze hängend, so im Kreise herumgeschwenkt wird, wirft er Reis und Blumen auf die Umstehenden, die beides eifrig auffangen und es als Reliquien aufbewahren. Hat dies einige Zeit gedauert, so wird der Haken wieder aus dem Fleische herausgezogen, und alles angewendet, um die Wunde sobald als möglich zu heilen.

Andere Büßende suchen sich des Himmels Gnade dadurch zu verschaffen, daß sie eiserne Stifte oder Drahte, von der Dicke eines Fingers, sich durch die Zunge stechen, sie, so lange das Fest dauert, in der Zunge stecken lassen, und überall mit sich herumtragen.

Eine dritte Art, sich an diesem Feste zu martern, ist noch origineller. Die, welche diese Art wählen, machen sich zwei Oeffnungen, in jeder Seite

eine, ziehen durch dieselben einen Strick, der fest angespannt wird, und an diesem Stricke laufen sie dann vor- und rückwärts.

Wieder andere werfen sich auf die Erde, und lassen große schwere Wagen mit breiten Rädern, auf welchen die Bildnisse der Gottheit nebst einer Anzahl dabei befindlicher Menschen im Triumph einhergezogen werden, über sich weggehen und sich so quetschen. Doch findet man diese Art zu büßen häufiger unter den Hindus, welche auf der Küste von Koromandel wohnen, als in Bengalen. Alle diese Arten von Büßungen sind bei weitem nicht die einzigen, sondern nur die merkwürdigsten.

Die Hindus feiern ihre Feste nicht jährlich an denselben Tagen, sondern bald um einige Tage früher, bald um einige später, je nachdem die Braminen einen solchen Tag für glücklich oder unglücklich ausgeben. In dieser Hinsicht sind die Hindus im höchsten Grade abergläubisch. An einem Tage, den sie für unglücklich halten, werden sie schlechterdings gar nichts unternehmen. Auch auf die Zahl halten sie sehr; die ungleiche Zahl gilt für glücklich, und die gleiche für unglücklich. Hat ein

Hindu eine große Summe Geldes zu bezahlen oder zu empfangen, so wird er immer lieber eine Rupie verlieren, als eine gleiche Zahl von Rupien geben oder nehmen.

Außer jenen Geistlichen, den Braminen, ist Bengalen auch noch mit einer Art geistlicher Bettler oder Bettelmönche überschwemmt, die Fakihrs heißen *). Im ganzen genommen ist dies der Abschaum der ganzen Nation.

Diese Menschen arbeiten nicht, sondern leben von Almosen, die ihnen der Aberglaube des Volks gutwillig und im Ueberflusse darreicht. Sie gehen ganz nackt, und die Schamhaftigkeit scheint ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt zu seyn. Eine Keule oder einen dicken Stock, dessen Ende mit Lappen von baumwollenem Zeug von allerlei Farbe umwunden ist, tragen sie auf der Schulter.

*) Auch ist in der Nachbarschaft von Benares ein religiöser Orden von Hindus, die durchaus keinen Gebrauch von ihrer Hand machen, auch in den nothwendigsten Fällen nicht, sondern sich von andern füttern und sonst bedienen lassen.

In einsamen Gegenden oder im Walde ist es gefährlich, ihnen zu begegnen, denn sie ermorden unbedenklich jeden, der nur irgend etwas von Werth bei sich führt. Sie durchstreifen das Land in Haufen von zwei bis dreihunderten. Ein Oberhaupt, das an ihrer Spitze steht, muß sie in ihren Orden aufnehmen, und zu demselben einweihen. Sie lassen das Haar bis auf die Hälfte des Rükkens herab hängen, und bestreuen es mit Asche; oft wälzen sie sich sogar in Aschenhaufen, wodurch sie sich ein ganz scheußliches Ansehen geben. Keiner von ihnen darf heirathen, aber sie wissen sich auf viehische Art schadlos zu halten. Gewöhnlich nehmen sie ihren Aufenthalt an schattenreichen Oertern, unter freiem Himmel oder in alten verfallenen Gebäuden; dort liegen sie auf dem nackten Boden und ohne irgend eine Decke.

Die ächten Fakihrs glauben, daß sie, um zu büßen, ihr ganzes Leben hindurch sich in der einen oder andern widernatürlichen Stellung halten, oder ihren Körper auf irgend eine Art peinigen müssen. Doch ist der Grund der Peinigungen bei den mehresten gar nicht im Himmel, sondern in

eitler Ruhmbegierde zu suchen. Sie wollen sich nämlich dadurch bei dem Volke besondere Ehre und Achtung erwerben.

Ich traf mit verschiedenen dieser elenden Menschen zusammen. Einige derselben waren nicht vermögend, den einen ihrer Arme anders als ausgestreckt in die Höhe zu halten. Viele Jahre lang hatten sie ihn so getragen, und so mußten sie ihn nun bis an das Ende ihrer Tage behalten. Andere, die eine vorn übergebogene Stellung des Körpers gewählt hatten, waren so krumm geworden, daß ihr Körper fast einem umgekehrten Winkelhaken glich. Mehrere gingen mit hinterwärtsgebogenem Kopfe einher, und waren unfähig, den Kopf wieder in seine natürliche Richtung zu bringen. Wieder andere sah ich in schweren Ketten, und mit diesen Ketten hatten sie sich auf ihre ganze Lebenszeit beladen. Noch auffallender war die Marter, die ein Fakihr gewählt hatte, zu dem mich der Zufall auf eine meiner Jagdpartien führte. Wir fanden ihn in einem kleinen Gehölze zwischen den Ueberresten eines alten Gebäudes. Er saß da ganz nackt bei einem nur glimmenden

Feuer, und war ringsum mit Aschenhaufen umgeben; sein langes und schwarzes Haar sträubte sich scheußlich empor, von Asche und Schmiere starrend. Durch den Kopf seines Zeugungsgliedes hatte er einen kupfernen Ring gezogen, der ohngefähr die Dicke einer Schreibfeder, und neun Zoll im Umfange haben mochte; er war so durch die Substanz des Gliedes gestochen, daß die Harnröhre unverletzt geblieben war. An jenem Ringe hingen kettenartig noch drei andere eiserne Ringe; alle viere mochten etwa zwei und ein halbes Pfund schwer seyn. Ging unser Heiliger, so ließ er die Kette frei herabhängen, und es schien nicht, als verursache ihm dies Unbequemlichkeit. Wir richteten verschiedene Fragen an ihn in Betreff dessen, was wir sahen: aber die Sittsamkeit verbietet mir, diese Fragen wie die Antworten hier mitzutheilen. Während wir bei ihm waren, meldete sich eine Bengalische unfruchtbare Frau, und bat um die Erlaubniß, das bekettete Glied des Heiligen küssen zu dürfen, auch erhielt sie dieselbe. Sie that es in unserer Gegenwart, voll Vertrauens, dadurch fruchtbar zu werden.

Wir haben schon im ersten Theile bemerkt, daß die Weiber einiger Kasten, wenn der Mann stirbt, diesem in jene Welt folgen, und entweder mit dem Leichname des Mannes sich lebendig verbrennen oder begraben lassen müssen *).

*) Dies Gesetz wird heut zu Tage durch Reichthum, Macht und Intrigue oft eludirt. — Die Weiber der verstorbenen Hindus haben schon eine Zeitlang den schwärmerischen Stolz oder die schwärmerische Sehnsucht gemäßigt, welche sie antrieb, sich mit den Leichnamen ihrer Gatten zu verbrennen. Sie können jetzt ihrer Trauer nachhängen, und die Vorschriften ihrer Religion erfüllen, ohne deswegen allen Freuden des Lebens ganz zu entsagen. Manche Wittwen, besonders unter den Maratten, haben durch ihre Fähigkeiten, Reichthümer und Verbindungen eine außerordentliche Macht und Einfluß erlangt. In den höhern Ständen, wo sich das alte Gefühl von Ehre und Scham am meisten erhalten hat, machen noch von Zeit zu Zeit Wittwen mit einem rasenden Muth, welchem sie die Benennung einer warmen ehelichen Liebe geben, ihrem elenden Leben ein Ende, weil sie eine Erniedri-

Ich selbst, fährt der Verfasser fort, sah der Verbrennung einer Frau zu, die ganz in der Nä-

gung nicht ertragen können, wodurch die weiblichen Reize ausgelöscht und der Stolz ihres Geschlechts gedemüthigt wird. Nach einer Stelle in dem Schaster der Hindus ist es ausdrücklich befohlen, daß Wittwen sich nach dem Tode ihrer Männer verbrennen müssen; und wenn ein Weib nicht Entschlossenheit genug hat, dieses Gebot zu erfüllen, so wird einer solchen muthlosen Wittwe aufgelegt, daß sie nach irgend einem heiligen Orte, z. B. Benares, Allahabad u. s. w. wallfahrten, ihr Vermögen zu milden Stiftungen verwenden und ihr Haar als ein Opfer zum Andenken ihres verstorbenen Mannes darbringen soll. Nach eben diesem heiligen Buche darf eine Wittwe sich weder mit Gold und Silber, noch mit edlen Steinen schmücken; darf keine kostbaren Salben brauchen, oder Fleisch, Fische und Butter essen. Ihre einzige Nahrung besteht in Weizen- oder Gerstenbrod, von welchem sie den Tag über nur eine Mahlzeit halten darf. Ihre Pflicht ist, die ganze übrige Lebenszeit in dem Dienste der Götter zuzubringen, ihr Gemüth von Zorn, Geiz und Bosheit zu reinigen, und sich im-

he von Chinsura an dem Ufer des Ganges vorgenommen ward. Die Leiche des verstorbenen Mannes

mer mehr und mehr von den Freuden und Angelegenheiten dieser Welt zurück zu ziehen. Wenn sie alle diese Gebote treulich erfüllt, so wird ihr nach dem Tode der Himmel versprochen, ohne daß sie irgend eine Reinigung durchzugehen hat. Zu dem Gewichte der Furcht vor der Erniedrigung und dem Elende, welche Wittwen bevorstehen, fügen die Braminen auf der andern Seite die Verheißung hinzu, daß sie durch einen freiwilligen Tod ungewöhnliche Stufen von Seligkeit erlangen, und ihrer Nachkommenschaft eine eben so vorzügliche Gnade der Gottheit verschaffen werden. Ungeachtet der Erfolg solcher Vorstellungen den fühlenden Herzen der Europäer sehr peinlich seyn muß; so darf man doch den alten Gebrauch der Hindus nicht voreilig verdammen, oder aus Grausamkeit und Ungerechtigkeit ableiten, da er vielmehr aus der Absicht entsprungen zu seyn scheint, das häusliche Leben angenehmer und sicherer zu machen. — Auch ist hier noch zu bemerken, daß die Hindus das Wort „verwittwet“

nes lag auf einem Kadel oder Ruhebette, mit einem Stücke weißen Kattun bedeckt, das mit Siri = oder Betelblättern bestreut war.

Die zum Schlachtopfer Bestimmte saß auf dem Ruhebette zu den Füßen der Leiche, mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, ihr Gesicht nach dem Gesicht des Verstorbenen gerichtet, das nicht bedeckt war. Der Verstorbene schien mir ein Mann von etwa funfzig Jahren gewesen zu seyn. Die Unglückliche hatte ein gelbes baumwollenes Gewand an, Ringe von Chancos an Armen und Händen; das Haar, das ungebunden um den Kopf herabhing, war reichlich mit pulverisirtem Sandelholz bestreuet, und in ihrer rechten Hand hielt sie einen grünen Zweig, mit dem sie die Fliegen von der Leiche scheuchte.

Um sie her saßen auf der Erde zehn bis zwölf Frauen, die ihr frischen Betel zureichten; immer hatte sie davon ein Stück im Munde, und war das Stück halb ausgekauet, so reichte sie es einer

brauchen, um etwas Nichtswürdiges oder Unbedeutendes auszudrücken.

ihrer Freundinnen; auch wurde sie wohl um ein solches halb ausgekäutes Stück von den Umstehenden angesprochen, die es als ein Heiligthum in ein Tuch wickelten und aufbewahrten.

Die mehreste Zeit saß sie da, wie in tiefes Nachdenken versenkt; aber immer doch mit einem Gesichte, das nichts weniger als Furcht verrieth. Die Frauen, ihre Verwandtinnen und Freundinnen unterhielten sich mit ihr fortdauernd über das Glück, das sie an ihres Mannes Hand in einer bessern Welt erwarte. Eine dieser Frauen, die hinter der Wittwe auf dem Ruhebette saß, umarmte diese mehrere Male, und sprach am meisten mit ihr.

Außer diesen Frauen befanden sich auch einige Männer, theils Verwandte theils Braminen, zugegen; diese machten ein Getöse mit Trommeln und kupfernen Becken; die Weiber sangen und schrien dazu, und so lange das dauerte, war keiner vermögend, irgend ein Wort zu vernehmen.

Gegen halb eilf Uhr Morgens fing man an, den Scheiterhaufen zu errichten, und zwar nicht weiter als etwa acht Fuß von der Stelle, wo die Unglückliche sich befand; gleichwohl sah sie dem

Bau mit solcher Gleichgültigkeit zu, als ob das sie nicht im mindesten angehe.

Vier grüne Bambuspfähle wurden ins Viereck, volle sechs Fuß von einander, in den Boden geschlagen, so daß sie fünf Fuß hoch über der Erde hervorragten. Zwischen dieselben legte man eine Lage schweres Holz, das sehr trocken war und leicht Feuer fassen konnte. Auf das Holz kam trocknes Stroh oder Rohr, das aus dem Holze hervorragte, und reichlich mit G h i, einer Art alten Butter, beschmiert war. Auf das Stroh legte man wieder eine Lage Holz und dann wieder Stroh, bis der Holzstoß eine Höhe von fünf Fuß erreicht hatte. Ganz oben auf streute man fein zerstoßenes Schiffspech. Ein weißes baumwollenes Laken, das man vorher in dem Ganges gewaschen hatte, wurde noch über den Holzstoß gebreitet, und nun war das traurige Werk vollendet.

Jetzt benachrichtigte man die Arme, die Zeit sey gekommen, die Feierlichkeit zu beginnen.

Zwei von den Frauen hoben sie von dem Ruhebette, und setzten sie auf die Erde hin. Andere umringten sie, reichten ihr unaufhörlich

Betel, und baten sie dringend, von dem Bam, oder dem obersten ihrer Götter, vor dem sie nun bald erscheinen werde, ihnen diese oder jene Gnade zu erflehen; und vorzüglich bat man sie, die schon voran gegangenen Freunde, die sie finden werde, herzlich zu grüßen.

Unterdeß wurde die Leiche mit dem Ruhebette von vier Männern aufgenommen, und nach dem Ganges getragen. Man wusch den Leichnam, rieb ihn mit Curcuma, und wusch ihn wieder ab. Dann trat einer der Braminen hervor, nahm ein wenig thonartige Erde aus dem Flusse, bestrich damit die Stirn des Verstorbenen und wickelte weißen Kattun darum. So brachte man die Leiche nach dem Holzstoße.

Nun wurde die Frau, die alles, was geschehen war, mit angesehen hatte, von ihren Verwandtinnen nach dem Ganges geführt, um sich zu waschen. Sie wusch sich im Flusse selbst, und als sie wieder am Flusse ausstieg, zog man ihr die Kleider aus und wickelte ihr ein Stück rothen Armesin um den Leib. Darauf setzte sie sich mit untergeschlagenen Beinen nieder, und nun trat ei-

ner von ihren Anverwandten heran, nahm ihr den Goldschmuck, den sie in der Nase trug, und überreichte ihn ihr; sie aber gab ihn zum ewigen Andenken der Hand zurück, die ihn ihr abgenommen hatte. Jetzt ging sie noch einmal zum Ganges, schöpfte mit den Händen Wasser aus dem heiligen Flusse, und reichte es der Sonne dar, wobei sie still für sich Gebete hersagte. So kam der Augenblick, in dem man sie aller ihrer Zierrathen beraubte; ihre Armringe wurden zerbrochen, Hals und Arme mit Kränzen von weißen Blumen umwunden, das Haar mit fünf Kämmen aufgesteckt, und an der Stirn zeichnete man sie, wie ihr Mann gezeichnet worden war. Zuletzt band man ihr ein seidnes Tuch um den Kopf, und ein zweites Tuch, in welches die Braminen Reis gethan hatten, um den Leib.

Jetzt erst nahm sie den letzten Abschied von ihren Freunden und Freundinnen, die bis dahin ihr beigestanden hatten, und zwei ihrer Anverwandtinnen führten sie darauf zum Holzstoße. Hier warf sie zuerst und zwar auf die Seite hin, auf der der Kopf des Verstorbenen lag, Blumen

und Reis auf die Umstehenden, und dann nahm sie eine Hand voll gekochten und zu Kugeln zusammengedrückten Reis, und steckte sie in den Mund ihres todten Mannes; auch legte sie noch verschiedene dieser Kugeln unter den Holzstoß. Nunmehro ward sie von zwei Braminen dreimal um den Holzstoß herumgeführt. Während des Umhergehens warf sie Reis auf die Zuschauer, die ihn eifrigst auffsammelten, und beim letzten Gange setzte sie an jede der Ecken des Holzstoßes eine kleine brennende Lampe von Thon. Dies alles geschah unter unaufhörlichem Trommel- und Beckenschlagen, und dem lauten Schreien der Braminen und der Verwandten. Nachdem der Holzstoß dreimal umgangen war, bestieg sie ihn mit männlichem Muthe, legte sich zur rechten Seite dicht neben dem Leichnam und umfaßte ihn mit beiden Armen. Dann breitete man ein weißes baumwollenes Gewand über beide aus, band die Lebende und den Todten an einander mit zwei weichen Stricken, die um die Arme und um die Mitte des Leibes gingen, und auf beide wurde nun noch eine Lage Holz mit Stroh, Ghi und Pech gelegt.

Nun kam der nächste Blutsverwandte, eben der, welcher den Goldschmuck zum Andenken erhalten hatte, mit einer brennenden Fackel, steckte das Stroh in Brand, und in einem Augenblick stand der ganze Holzstoß in vollen Flammen. In eben diesem Augenblick verdoppelte man das Getöse mit den Trommeln, und die Zuschauer erhoben zugleich ein so durchdringendes Geschrei, daß wir kein Wehklagen gehört haben würden, wenn die Unglückliche es auch wirklich erhoben hätte.

Das Unbegreiflichste bei diesem abscheulichen und unmenschlichen Auftritte war die Ruhe der Frau, und die Freude sowohl ihrer Verwandten als der Zuschauer! Das unglückliche Schlachtopfer, das alles zu ihrem schrecklichen Tode zubereiten sah, schien noch viel weniger gerührt zu seyn, als ich und meine Landsleute, die wir doch nur Zuschauer waren. Mit der größten Unerschrockenheit that sie jeden Schritt; ja zu mehrern Malen sah sie sogar äußerst freudig aus, namentlich in dem furchtbaren Augenblick, da sie den Holzstoß bestieg.

Ich befand mich auf der Seite des Scheiterhaufens, auf welcher ihre Füße etwas aus dem

Holze hervorragten, und auf der wir den Wind im Rücken hatten. Etwa sechs oder acht Fuß weit mochte ich entfernt von dem Holzstoße stehen; ich sah mit der größten Aufmerksamkeit auf die Füße hin, ob nicht etwa Zuckungen zu bemerken seyn würden, aber die Füße blieben unbeweglich, bis alles in Flammen stand.

Auch die anwesenden Frauen, welche doch früh oder spät, stirbt der Mann vor ihnen, eben das Schicksal zu erwarten haben, gaben auf alle Art ihre Freude zu erkennen.

Berührt ein Europäer auch nur durch Zufall eine Frau, die sich mit ihrem verstorbenen Manne verbrennen will, so wird sie dadurch entheiligt, und kann nicht verbrannt werden; der aber, welcher sie berührt, zieht sich dadurch das größte Unglück zu, ist er anders nicht im Stande, mit einer großen Summe Geldes sich loszukaufen. So ging es einem holländischen Directeur, einem Herrn Sichtermann; er berührte eine solche Frau, und mußte dafür fünf und zwanzig tausend Rupien erlegen.

Weigerte sich die Frau auf die erwähnte

schreckliche Art ihrem Manne in jene Welt zu folgen, so würden ihre Freunde sie als einen Schandfleck ihres Geschlechts betrachten und verstoßen; sie dürfte nicht wieder heirathen, das Haar würde ihr abgeschnitten, und eine ewig dauernde Schande würde auf ihrer Familie haften. Eben deswegen greifen denn auch die Verwandten zu allen nur ersinnlichen Mitteln, um die Unglückliche auf den Scheiterhaufen zu bringen. Doch ist dies, wie man mir sagte, selten nöthig, da diese Weiber Muth genug besitzen, sich dem fürchterlichsten Tode freiwillig in die Arme zu werfen.

Die Weiber, welche auf diese Art sich aufopfern, leben der Ueberzeugung, daß sie jenseits des Grabes ihren Gatten wieder finden, und mit ihm dann alle Freuden genießen, welche den Sinnen schmeicheln. Dieser Glaube zerreißt bei ihnen alle Bande, die den Menschen an die Erde fesseln, und erhöht den Muth des von Natur schwachen Weibes dergestalt, daß es sich freudig dem schrecklichsten Tode Preis giebt.

Aber nicht alle ihren Männern freiwillig folgende Frauen sterben auf Scheiterhaufen. Die,

welche sich nicht verbrennen lassen, lassen sich lebendig mit dem verstorbenen Gatten begraben. Geschieht das Letztere, so wird eine viereckige Grube gegraben, von sechs Fuß Länge und sechs Fuß Breite. Der Leichnam des Mannes wird in dem Ganges gewaschen, so wie bei dem Verbrennen geschieht, und dann auf den Rücken in das Grab gelegt. Auch die Frau wäscht sich in dem heiligen Wasser des Ganges, springt hinab in das Grab, legt sich dicht neben dem Todten und umschließt ihn mit ihren Armen. Nun wird das Grab schleunig zugeschüttet, und die hinabgeworfene Erde festgetreten. Während des ganzen Vorgangs wird eine lärmende Musik gemacht, und mit diesem Getöse vereinigt sich das Geschrei der Zuschauer *).

*) Das frühe Verheirathen der Mädchen, die gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt, der frohe Hinblick auf ein Leben jenseit des Grabes, das alles verspricht, was den Sinnen höchst wollüstiger Geschöpfe schmeichelt; die allmächtige Gewohnheit, und die Aussicht auf ein Leben diesseits des Grabes, das strenge Keuschheit von der Wittwe fodert, und in

Grüßen die Hindus, so berühren sie mit der der rechten Hand die Stirn und beugen dabei

welchem Schande und Verachtung auch beim züchtigsten Leben das Loos der Wittwe bleibt, bewirken gemeinschaftlich bei den Weibern der Hindus die unmenschlichen Aufopferungen, vor welchen der Europäer schaudert. Ist die Wittwe aber Mutter von unmündigen Kindern, so darf sie sich nicht zum Manne auf den Scheiterhaufen legen; auch kann sie diesem Tode entgehen, wenn der Mann abwesend gestorben ist.

Nach Herrn Martones Nachrichten giebt es unter den Hindus fünf Gilden oder Stämme; (die nämlich der Gold- Eisen- und Kupferschmiede, der Zimmerleute und der Steinhauer) welche ihre Todten nicht verbrennen, sondern sie begraben, und wenn in diesen Stämmen eine Frau ihrem Manne folgen will, so endigt sie ihr Leben auf diese Art: Sie setzt sich unter einem äußerst schweren und auf schwachen Stützen ruhenden Korb. Auf ein von ihr gegebenes Zeichen zerschlägt man die Stützen, der Korb stürzt herab und bricht ihr das Genick. Nun beerdigt man die Frau mit dem Manne. Doch erlebte Herr Martone während seines acht-

den Kopf vorwärts. Soll es aber eine tiefe Verbeugung oder Salam seyn, so legen sie erst die rechte Hand auf die Brust, berühren dann mit eben dieser Hand die Erde und zuletzt die Stirn.

So unterthänig diese Art zu grüßen ist, so fehlt es ihnen auch nicht an demüthigen Ausdrükken. Sprechen sie mit jemand, dessen Gunst sie bedürfen, so nennen sie sich buchstäblich seinen unterthänigen Sklaven, doch geht es in dieser Hinsicht auch hier wie bei uns; dies sind nur Töne, Worte ohne Bedeutung.

Mit einem Europäer oder Muhamedaner wird ein Hindu eben so wenig, wie mit einem seiner Brüder von einer andern Kaste aus einem Gefäße trinken. Trinkt ein Hindu, so setzt er das Glas

zehnjährigen Aufenthalts unter den Hindus auch nicht ein einziges Beispiel der Art; vielleicht hat diese Ceremonie ganz aufgehört. An Blattern Gestorbene werden durchaus nicht verbrannt, sondern beerdigt, weil man fürchtet, die Epidemie durch den Rauch zu verbreiten.

oder den Krug nicht an den Mund, sondern hält ihn in einer Entfernung vom Munde empor, und läßt das Getränk in den Mund fließen, ohne die Lippen zu schließen oder Athem zu schöpfen, und durch Uebung sind sie in dieser unbequemen Art zu trinken so geschickt, daß auch nicht ein Tropfen vorbeifällt. Stühle oder Bänke sind bei den Hindus gar nicht im Gebrauch.

Wie schon gesagt, sind die Hindus die Ureinwohner des Landes. Die Mongolen, die Hindostan im Jahr 1525 den Afgahnen entrissen, wurden Stifter des großmogolischen Staats. Auch sind die Hindus wohl hundertmal zahlreicher als die Mongolen, und bilden die erste Klasse, die Mohren oder Mongolen die zweite. Diese sind durchaus brauner von Farbe als die Hindus, doch findet man auch mehrere, deren Farbe weiß, oder vielmehr gelblicht ist; diese aber sind aus den höher im Norden des Landes gelegenen Gegenden gebürtig. Die mehresten, welche um Agra und Delhi wohnen, sind, wie man mich versicherte, in

Vergleichung mit denen, welche die südlichen Provinzen bewohnen, weiß zu nennen.

Hier steht einiges aus der Vorrede von Forsters Reise in Bengalen gewiß nicht am unrechten Orte. Er sagt: „der Brief über die Mythologie der Hindus ist seit meiner Rückkunft nach Indien von neuem durchgesehen und verbessert worden. Dennoch fürchte ich wegen des Umfangs und der Dunkelheit des Gegenstandes, daß er noch einige Irrthümer oder scheinbare Widersprüche enthalten möge. Untersuchungen über die Gebräuche und Lehren der Hindus, welche in Carnatic geschrieben würden, müßten von solchen, deren Verfasser in Punjab lebten, nothwendig sehr verschieden ausfallen. Dessen ungeachtet hat die Religion der Hindus in allen Theilen von Hindostan dieselbigen Grundlagen; und das unermeßliche Gebäude, was man auf diesen Fundamenten errichtet hat, weicht in seinen Haupttheilen nicht wesentlich von sich selbst ab, wenn es genauer erforscht wird. Die scheinbaren Verschiedenheiten rühren vielleicht nur

von den verschiedenen Sitten desselbigen Volks her, je nachdem es in nördlichen oder südlichen Gegenden wohnt. Die Bewohner des untern Carnatic sind milde, mäßig und im Durchschnitt furchtsam. Sie verrichten die Gebote ihrer Religion mit einer ängstlichen Genauigkeit, und die Braminen in diesen Gegenden schränken sich mit der größten Strenge, gleich manchen andern Secten, bloß auf vegetabilische Nahrungsmittel ein. Ganz anders verhält es sich mit den Bewohnern des Punjab. Diese sind, und zwar selbst die Menschen aus den stillsitzenden Klassen, muthig, unternehmend und oft grausam. Die Braminen sind die gewöhnlichen Krieger dieses Landes. Viele derselben essen Fleisch, und keiner verläßt seine Wohnung, selbst alsdann, wenn er nicht gegen den Feind zieht, ohne Waffen des Angriffs mit sich zu nehmen. Auch die Kaufleute und Handwerker sind alle gut bewaffnet, wenn sie sich nur einige Stunden von ihrer Heimath entfernen wollen; und in einigen nördlichen Provinzen, besonders in Bundilcund, nehmen die Bauern allemal

einen Spieß mit, wenn sie sich aufs Feld begeben. Diese Verschiedenheit natürlicher Anlagen hat eine solche Verschiedenheit von Sitten und Gewohnheiten veranlaßt, daß man, wenn man nicht tiefer eindränge, leicht auf den Gedanken kommen könnte, die Bewohner des nördlichen und des südlichen Indiens seyen durch keine gemeinschaftliche Nationalbande mit einander verbunden.

Arabien.

A r a b i e n.

Die Halbinsel Arabien grenzt gegen Westen an den arabischen Meerbusen oder das sogenannte rothe Meer, gegen Süden und Osten an das Weltmeer, und gegen Nordost an den persischen Meerbusen. Das Land besteht aus verschiedenen und zum Theil sehr ansehnlichen Provinzen, als: Jemen, Hadramaut, Oman, Lachsa, Nedsjed, Hedsjas und andern kleinen daran grenzenden Landschaften. In einer jeden dieser großen Provinzen findet man sehr viele kleine unabhängige Herrschaften. In den erwähnten großen Provinzen trifft man hohe, bergigte und fruchtbare Gegenden an. Allein den großen Eber

nen fehlt es an Regen, und folglich an Fruchtbarkeit. Indessen sammeln sich in den bergigten Gegenden, während der Regenzeit, viele Flüsse — welche Wadi genannt werden — die einen beträchtlichen Theil der Ebenen fruchtbar machen, und sich nachher auf den Feldern oder im Sande verlieren, oder sich, wenn die Berge nicht zu weit von der See entfernt, und die Flüsse groß sind, in das Meer stürzen.

Die Witterung in Arabien ist, nach der Lage der verschiedenen Gegenden dieser großen Halbinsel, sehr verschieden. Man hat nämlich in den bergigten Gegenden der Landschaft Jemen eine Regenzeit, die man Mattar el Charif nennt, und welche in die drei Monate Tamus, Ab und Ailûb, d. i. ohngefähr von der Mitte des Junius bis Ende des Septembers, und also in die heißesten Monate fällt, wenn der Regen für das Land am nützlichsten und für die Einwohner am angenehmsten ist. Er soll in den beiden ersten Monaten am stärksten seyn, und in dem letztern allmählich abnehmen. Der Himmel ist in dieser Gegend während der Regenzeit bisweilen — jedoch

selten — vier und zwanzig Stunden lang beständig mit Wolken bedeckt. In der übrigen Zeit des Jahres aber sieht man hier oftmals in einigen Monaten keine Wolken, und in den Ebenen hat man das schönste Wetter, wenn es auf den benachbarten Bergen stark regnet. Im Frühlinge soll es auch zuweilen regnen, welches aber nicht lange dauert. Je stärker indessen dieser Regen ist, eine desto fruchtbarere Ernte erwartet man *).

Die Wärme in Arabien ist unter einerlei Polhöhe zuweilen gar sehr verschieden: denn, anstatt daß man des Sommers in niedrigen Gegenden eine fast unerträgliche Hitze ausstehen muß, weil es da sehr selten, und bisweilen in einem ganzen Jahre nicht regnen soll; so ist die Witterung zu der Zeit in den nahe dabei liegenden bergigten Gegenden nicht nur deswegen, weil die Wolken, welche über den arabischen Meerbusen wegziehen,

*) So sagt man auch, daß der Frühlingsregen die Perlenmuscheln fruchtbar mache. Eine Fabel, die von den Persern bereits über sechs hundert Jahre geglaubt, und deswegen anmerkenswerth ist.

an den hohen und kalten Bergen in Regen herunter fallen, sondern auch, weil diese Gegenden höher liegen, und daher eine dünnere Luft haben, sehr gelinde. — Die Einwohner der Landschaft Jemen wohnen also gleichsam unter verschiedenen Himmelsstrichen, und man trifft deswegen in dieser Provinz, in einer kleinen Entfernung, verschiedene Arten von Thieren und Früchten einheimisch an, welche man in andern Ländern aus weit entlegenen Gegenden holet.

Die Wirkung des Windes ist in den arabischen Städten, nach der Beschaffenheit der umliegenden Gegenden, sehr verschieden. — Im Julius und August ist es in den meisten Gegenden dieses Landes so heiß, da die Sonne in ihrem Sommerstillstande fast mitten über Arabien steht, daß sich fast niemand, der nicht dazu genöthigt ist, von Vormittags eilf Uhr bis Nachmittags drei Uhr auf den Weg begiebt. Die Araber arbeiten um diese Zeit sehr selten, sondern halten ihren Mittagsschlaf, und zu Bagdad und auf der Insel Charedsje, vielleicht auch in andern Städten dieser Gegend, in einem Zimmer unter dem Hause, in welches sie

durch eine Art Schornstein den Wind von oben herunter, leiten und die Luft dadurch in Bewegung bringen. Andere lassen in dieser Jahreszeit oft Wasser auf die Straße schütten, um dadurch die Luft abzukühlen; andere verschließen Thüre und Fenster, um die Hitze abzuhalten. Diese heiße Jahreszeit nennen die Araber Smûm, so wie wir die unsrige die Hundstage zu nennen pflegen. In diesen Monaten hat man zu Basra, obgleich selten, Beispiele, daß Leute auf der Straße, sowohl in der Stadt als auf dem Wege nach Zobeir, von der großen Hitze umgefallen und verschmachtet sind. Die Maulesel sollen außerhalb Basra von der Hitze gestorben seyn.

Von dem giftigen Winde Sâm, Smûm, Samiel oder Samuli, nach der Araber Aussprache, hört man am meisten in der Wüste zwischen Basra, Bagdad, Haleb und Mecca. Er soll auch in einigen Gegenden von Persien und Indien, wie in Spanien, nicht unbekannt seyn. Dieser Wind ist gleichfalls nur in den heißen Sommermonaten zu fürchten. Er soll allezeit von der Seite der großen Wüste kommen; denn man sagt,

daß der Smûm zu Mecca aus Osten, zu Bagdad aus Westen, zu Basra aus Nordwest, und zu Surat aus Norden komme. Zu Kahira kommt der heißeste Wind über die lybische Wüste, und also aus Südwest. Weil die Araber aus der Wüste einer reinen Luft gewohnt sind, so sollen einige unter ihnen einen so feinen Geruch haben, daß sie den tödtlichen Smûm an dem schwefligen Geruch bemerken können. Ein andres Kennzeichen dieses Windes soll seyn, daß die Luft in der Gegend, woher er kommt, ganz röthlich wird. Da aber ein geradeaus gehender Wind an der Erde gar keine Macht hat, weil er vielleicht von den Hügeln, Steinen und Sträuchen gebrochen, und auch durch die Ausdünstung der Erde gehindert wird; so werfen sich die Menschen nieder, wenn sie diesen Wind gewahr werden. Die Natur soll auch die Thiere gelehrt haben, ihre Köpfe nieder zur Erde zu halten, wenn dieser Wind sich nähert. — Indessen sollen oft Jahre vergehen, daß man diesen giftigen Smûm auf dem Wege von Basra nach Haleb nicht verspürt.

Nach der Erzählung der Araber ersticken sowohl Menschen als Thiere durch diesen Wind, auf eben die Art, wie von dem gewöhnlich heißen Winde, dessen vorhin erwähnt ist. Denn bei einer außerordentlichen großen Hitze kommt zuweilen ein Lüftchen, welches noch heißer ist, und wenn die Menschen und Thiere schon matt geworden sind, daß sie fast vor Hitze verschmachten, so scheint es, daß der kleine Zusatz von Hitze ihnen vollends alle Luft benimmt. Wenn nun ein Mensch von diesem Winde erstickt, oder, wie man sagt, wenn ihm das Herz gebrochen ist, so soll dem Todten bisweilen zwei Stunden lang das Blut aus der Nase und den Ohren stürzen. Auch soll der Körper lange warm bleiben, aufschwellen, blau und grün werden, und wenn man ihn bei einem Arm oder Bein in die Höhe heben will, so soll sich dieses abtrennen.

Aus der Beschreibung dieses Windes sieht man, daß nicht leicht Jemand Neigung haben werde, diesen Wind so genau zu erforschen.

Die Erziehung der Araber ist von der unsrigen so sehr unterschieden, daß man sich gar nicht

wundern darf, wenn man auch ihren Charakter von dem Charakter der Europäer sehr abweichend findet. Sie lassen ihre Söhne vier bis fünf Jahr in dem Harem, das ist, bei dem Frauenzimmer, und da belustigen sie sich während dieser Zeit wie die Kinder der Europäer. Sobald sie aus dem Harem kommen, müssen sie sich gewöhnen, ernsthaft zu denken und zu reden, und wohl ganze Tage bei dem Vater sitzen, wenn dieser nicht so begütert ist, daß er ihnen besondere Lehrmeister halten kann. Weil die Musik und Tanzkunst bei den Arabern für unanständig gehalten wird, auch das schöne Geschlecht von allen öffentlichen Geschäften ausgeschlossen ist, und sie gar keine starken Getränke trinken dürfen; — so lernen die jungen Araber die meisten Vergnügungen der Europäer gar nicht einmal kennen, sondern, so wie sie unter der beständigen Aufsicht alter Leute erwachsen, so werden sie auch schon in ihrer Jugend unvermerkt ernsthaft.

Bei aller dieser Ernsthaftigkeit halten die Araber doch gern große Gesellschaften, und wohnen solchen eben so gern bei. Sie versammeln sich des-

wegen nicht nur in ihren Kaffeehäusern, sondern auch auf den Märkten. Vielleicht findet man kein Land, in welchem mehrere Märkte gehalten werden, als in Jemen. Hier ist fast kein großes Dorf, wo nicht wöchentlich Markttag gehalten wird. Wenn die Dörfer etwas weit von einander liegen, so versammeln sie sich an einem bestimmten Tage auf freiem Felde. Einige kommen dahin, um Waaren zu kaufen und zu verkaufen; die meisten aber, um die Zeit da angenehmer zu verbringen, als sie es in ihren Häusern gekonnt hätten. Aus dieser Neigung der Araber zum geselligen Leben kann man schon schließen, daß sie nicht so ungesittet sind, als man vielleicht geglaubt hat.

Die Araber scheinen gar nicht zanksüchtig zu seyn. Wenn sie aber einmal anfangen zu hadern, so machen sie viel Geschrei, und man sieht sehr oft, daß sie mit Messern auf einander losgehen. Bei alle dem sind sie aber bald wieder zum Frieden geneigt. Denn wenn der eine nur nicht so hitzig ist als der andere, oder wenn nur ein unbekannter Kaltsinniger dazu kommt, und einigemal sagt: „Gedenk' an Gott und seinen Pro-

phete n!" so vertragen sie sich entweder auf der Stelle, oder sie erwählen einen Schiedsrichter, um sich gütlich mit einander zu vergleichen.

Die Araber bezeigen sich viel höflicher gegen Fremde, als die Türken. Die Europäer können in Jemen und Omân, desgleichen in Persien, fast eben so viel Höflichkeit von den Eingebornen erwarten, als wir diesen Mahomedanern erzeigen würden, wenn sie nach Europa kommen sollten. Und wenn man gleich daselbst Leute antrifft, die sich unhöflich gegen Fremde bezeigen, so findet man vielleicht auch europäische Reisende, die dadurch Gelegenheit dazu gegeben haben, daß sie sich selbst für wichtige Leute, alle Mahomedaner aber für gering gehalten, und weder die Sitten des Landes gekannt haben, noch sich darnach richten wollen. Weil die Mahomedaner in allen Städten, wo europäische Kaufleute angetroffen werden, weniger Zoll von ihnen als von ihren eigenen Unterthanen nehmen; so sollte man doch fast glauben, daß wenigstens diejenigen, welche daselbst Antheil an der Regierung haben, sich auch in andern Fäl-

len bemühen würden, die Freundschaft der Europäer zu erhalten.

Bei dem größern Theil der Türken aber glaubt unser Verfasser bemerkt zu haben, daß sie gegen die Europäer wirklich einen großen Haß hegen. Vielleicht rührt es mit daher, weil sie sich der vielen blutigen Kriege erinnern, welche sie mit ihnen geführt haben. Der Name der Türken kann unsern Kindern nicht so fürchterlich seyn, als es der Name Europäer dem jungen Türken ist. Ein Türke, der bei einem Europäer Dienste nimmt, wird von seinen Landsleuten verachtet, weil er sich so sehr erniedrigt, der Europäer Brod zu essen. In Arabien und in Persien, wo die Einwohner mit den Europäern niemals Krieg gehabt haben, können diese jedoch von dem Pöbel mehr Höflichkeit erwarten.

Die Gastfreiheit der Araber ist von jeher berühmt gewesen, und die jetzigen Araber üben diese Tugend nicht weniger als ihre Vorfahren aus. Wenn Jemand in Geschäften an einen vornehmen Schech oder andern großen Herrn geschickt wird, so wird er nach Gewohnheit der meisten Morgen-

länder, während seines Aufenthalts, auf Kosten desselben unterhalten, und erhält überdies bei seiner Abreise gemeiniglich ein Geschenk. Ein bloßer Reisender, welcher einen vornehmen Herrn in der Wüste besuchen wollte, könnte vielleicht eben dieses erwarten. In den Städten aber sind Karwanserois, oder andere öffentliche Häuser für Reisende. Ein Fremder kann zwar daselbst eben so wenig erwarten, daß ihn Leute, die ihn nicht kennen, bitten werden, bei ihnen einzukehren, als in Europa; indessen hat man in einigen Dörfern von Tehâma auch freie Herbergen, wo alle Reisende einige Tage umsonst Quartier, Essen und Trinken erhalten können, wenn sie sich mit der gemeinen Kost der Araber begnügen wollen, und diese Häuser werden fleißig besucht.

Die Araber nöthigen auch einen jeden, der sie bei Tische antrifft, mit zu essen, er mag nun Christ oder Mahomedaner, vornehm oder geringe seyn. Es ist ein Vergnügen zu sehen, daß sogar Eseltreiber in den Karawanen die Vorbeigehenden einladen, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Und wenn gleich die meisten höflich danken, so

theilen sie doch mit freudiger Miene das Wenige, was sie an Brod und Datteln haben, demjenigen mit, der es annehmen will *). Es ist deswegen sehr

*) Die Gastfreiheit, welche die Araber mit dem besten Herzen, mit Begierde und Zärtlichkeit gegen Fremde, die zu ihnen kommen, ausüben, kann mit nichts verglichen werden.

Wenn ein Fremder in ihr Lager kommt, insonderheit, wenn ihn jemand von ihrer Nation dahin bringt, wird er unter einem Zelte empfangen, wo er eine Decke findet, um sich niederzusetzen und auszuruhen; denn bessere und bequemere Möbeln haben sie nicht. Nach einer Menge Freudensbezeugungen über seine Ankunft fragen sie ihn von Zeit zu Zeit: wie er sich befinde? reichen ihm Tabak und Kaffee, und unterhalten ihn, so gut sie können. Indessen machen die Weiber das Essen fertig, um ihn zu bewirthen. Andere beschäftigen sich mit der Wartung der Pferde, mit Verwahrung des Gepäcks, und mit Herbeischaffung alles dessen, was der Fremde, seine Gesellschaft und seine Bedienten gebrauchen. Wenn das Essen bereitet ist, nimmt jeder seinen Platz, und die mit Reis, Suppe und Fleisch nach ihrer Art zugerichteten Schüsseln werden auf-

befremdend, wenn man in der Türkei sieht, daß sich bisweilen reiche Türken in einem Winkel setzen, um nicht nöthig zu haben, denen, die sie etwa

getragen. Während dem Essen redet Niemand, nach der Mahlzeit aber bringt man Kaffee und Tabak, und die Unterredung dauert so lange, bis sie anfangen, schläfrig zu werden. Alsdann geht jeder weg, und man läßt dem Fremden völlige Freiheit. — Wenn der Fremde wieder fortreisen will, bedankt er sich, ohne viele Komplimente bei seinem Wirthe zu machen, steigt mit seinen Leuten zu Pferde, und es wird ihm von allen zu seinen Verrichtungen Glück gewünscht. Will man bei der Abreise aus Erkenntlichkeit den Domestiken etwas geben, so wird es angenommen. Sonst aber pflegen die Araber nichts zu fodern. Sie üben die Gastfreundschaft ohne Eigennutz, bloß als eine Tugend aus.

Wie sehr die Rechte der Gastfreundschaft ihnen heilig sind, kann folgende Geschichte beweisen:

Maan Bensaid, ein arabischer König, machte in einer Schlacht hundert Gefangene, und verurtheilte sie alle, geköpft zu werden. Einer von ihnen warf sich dem König zu Füßen, und beschwur ihn, zu erlauben, daß man ihm etwas Wasser reiche, um den ent-

hätten bei Tische antreffen können, etwas von ihrem Essen anzubieten.

Der gewöhnliche Gruß der Araber besteht in den Worten: Salâm Aleikum, d. i. Friede sey mit euch. Sie legen dabei die linke Hand auf die Brust. Die Antwort darauf ist: Aleikum essalâm, d. i. mit euch sey Friede. Alte Leute setzen

setzlichen Durst, der ihn quäle, zu stillen. Maan befahl seinem Mundschenken, ihm zu trinken zu geben. — „Meine Cameraden," sagte darauf der junge Mensch, „sind eben so durstig als ich. Soll ich die Güte, die Ew. Majestät mir erzeigen, genießen, so erzeigen Sie ihnen eben diese Gnade." Der König gestattete es, und gab Befehl, allen Gefangenen zu trinken zu geben.

Als sie getrunken hatten, sagte der junge Mensch: „wir sind alle Gastfreunde von Ew. Majestät geworden. Sie sind zu großmüthig, gnädiger Herr, um diejenigen sterben zu lassen, welche Sie einer solchen Ehre gewürdiget haben."

Der Fürst konnte sich nicht enthalten, seinen Verstand zu bewundern, und widerrief, in Betracht der Gastfreundschaft, das Todesurtheil, das er gesprochen hatte.

noch oft hinzu: Und die Barmherzigkeit und der Segen Gottes. Die Mahomedaner in Aegypten und Syrien grüßen einen Christen niemals so, sondern sagen nur: Sebachh el-chair, guten Morgen, oder Sahheb salamât, Freund, wie befindest du dich? Die Araber in Jemen, welche nur selten Christen sehen, sind nicht so eifrig, daß sie nicht auch zuweilen zu den Christen: Salam aleikum sagen sollten.

Wenn sich bekannte Araber in der Wüste des Berges Sinai, oder auf dem Wege in Aegypten antreffen, so geben sie sich wohl sechs bis zehnmal die Hände. Jeder küsset seine eigene Hand, und wiederholt immer die Fragen: Wie befindest du dich? u. s. w. Die Araber in Jemen, welche für Leute, die Lebensart haben, angesehen seyn wollen, machen bei ihren Zusammenkünften nicht weniger Komplimente. Ein jeder stellt sich nämlich, als wenn er dem andern die Hand küssen wollte, und jeder zieht die Hand zurück, als wenn er diese Ehrenbezeugung nicht annehmen wolle. Damit nun aber der Streit nicht zu lange dauere, so erlaubt die vornehmste oder älteste Person gemeinig-

lich

lich nach einigem Zucken mit der Schulter und der Hand, daß die andre ihre Finger küssen möge. Vornehme Araber umarmen ihres Gleichen bei den Zusammenkünften und berühren sich mit den Backen. Kurz, die Araber erweisen sich bei einer solchen Gelegenheit nicht weniger Höflichkeit als die Europäer.

Die vornehmen Araber haben ihre Zimmer vorne in ihren Häusern, und von dem Frauenzimmer, welches immer hinten im Hause wohnt, hört man gar nichts. Alle andre, als Kauf- und Handelsleute, Schreiber u. dergl. haben ihre Buden, wo man sie den ganzen Tag finden kann, in den großen Marktstraßen. Wenn man von einem großen Araber nach seinem Hause geführt wird, so muß man so lange vor der Thür warten, bis er vorher allen seinen weiblichen Hausgenossen angewiesen hat, sich in ihre Kammern zu begeben. Keine Mannsperson grüßt das Frauenzimmer auf der Straße, ja es wird sogar für ungesittet gehalten, ein Frauenzimmer nur etwas scharf anzusehen.

Es scheint, daß die Weiber eine außerordentliche Ehrfurcht gegen ihre Männer bezeigen. Indessen läßt sich doch gar nicht daraus folgern, daß das schöne Geschlecht unter den Mahomedanern gering geschätzt würde; vielmehr wird man noch zu bemerken Gelegenheit haben, daß sie ihre Würde und ihr Ansehen in Arabien eben so zu behaupten wissen, wie in Europa unsre Damen.

Die Araber tragen, so wie die Türken und Indianer, lange Kleider, doch sind sie in einigen Stücken sehr von einander verschieden. Die vom mittlern Stande in Jemen haben weite Beinkleider, und über dieselben in Tehama ein weites weißes, in der bergigten Gegend aber blau und weißes Hemd mit sehr langen und weiten Aermeln. Sie tragen gemeiniglich einen gestickten oder mit Silber beschlagenen ledernen Gürtel, und in demselben mitten vor dem Leibe ein breites krummes und vorne spitziges Messer, mit der Spitze nach der rechten Seite. Ihr Oberkleid geht nur ein paar Hände breit unter die Knie, und hat keine Aermel, aber Unterfutter. Auf der einen Schulter tragen sie ein großes feines Tuch,

eigentlich, um sich damit bei regnigtem Wetter zu bedecken, und bei Sonnenschein sich gegen die Hitze zu schützen, oft aber auch blos zur Zierrath. Ihr Kopfputz ist sowohl kostbar als unbequem, denn sie tragen zehn bis funfzehn Mützen über einander, wovon zwar einige nur von Leinwand, andre aber auch von dicken Lacken und Baumwolle und ausgenäht sind; die oberste ist zuweilen kostbar mit Gold gestickt. Gemeiniglich findet man auf den Mützen einen Spruch aus dem Koran gestickt. Dies ist jedoch noch nicht die ganze Last, die ein Araber auf dem Kopfe tragen muß, sondern er windet um die Menge Mützen auch noch ein großes feines Nesseltuch. Dies hat an beiden Enden seidne, auch wohl gar goldne Franzen, die man zwischen den Schultern auf den Rücken herunter hängen läßt. Es würde sehr unbequem seyn, diese große Last beständig auf dem Kopfe zu tragen. Die Araber setzen deswegen in ihren Häusern oder bei guten Freunden bisweilen alles, bis auf ein oder zwei von den untersten Mützen bei sich nieder, und beim Weggehen setzen sie ihren Turban so bequem wieder auf den Kopf als wir

unsere Peruquen. Aber niemand kann vor einem Großen anständig ohne Turban erscheinen, und diejenigen, welche gern einen Gelehrten affectiren wollen, pflegen einen besonders großen Turban zu tragen.

Die Schuhe der Araber mittlern Standes bestehen, so wie der gemeinen Araber ihre, nur aus einer Sohle, mit einem oder ein Paar Riemen über dem Fuß, und einem über den Hacken. Die Araber tragen bisweilen in ihren Häusern die in allen morgenländischen Provinzen gebräuchlichen hölzernen Pantoffeln. — In Natolien, wo es so kalt ist, daß man nicht mit bloßen Füßen gehen kann, winden die armen Einwohner große Tücher um ihre Füße und Beine, und um diese binden sie lange Riemen oder Stricke, die an der Sohle befestigt sind. Diese Sohlen sind oft nur von unzubereitetem Leder.

Die vornehmen Araber in Jemen tragen eben solche weite Beinkleider, Hemden und einen eben so großen Turban, desgleichen ein solch Messer vor dem Leibe, wie die vom mittlern Stande. Sie haben überdies eine Weste mit engen, und einen

weiten Rock mit sehr weiten Aermeln, auch gelbe türkische Pantoffeln oder Schuh.

Der gemeine Araber hat nur ein Paar Mützen auf dem Kopfe und seinen Turban nachlässig darum gebunden. Einige haben Beinkleider und nur ein Hemde, viele aber statt derselben nur ein Tuch, welches ihnen von der Hüfte bis an die Knie herunter hängt, einen großen Gürtel vor dem Leibe, und noch ein großes Tuch blos auf der Schulter. Sie gehen übrigens nackend, und tragen selten Schuhe. Man kann also leicht denken, daß die Haut unter ihren Füßen sehr dick und hart werden müsse. In bergigten und also kältern Gegenden trägt der gemeine Mann auch Schafpelze. Die vornehmen Araber haben Taschen in ihren Westen, nämlich eine an der einen Seite, und die andre auf der Brust. Die vom mittlern und geringen Stande aber verwahren ihren Geldbeutel, ihr Feuerzeug, Schnupftuch u. dergl. in ihrem großen Gürtel.

Man vermuthet vielleicht nicht, daß die erwähnte wenige Kleidung auch das Bett eines gemeinen Arabers ausmacht. Er breitet aber seinen

großen Gürtel aus, und so hat er ein Unterbette; mit dem Tuche, welches er auf der Schulter trägt, bedeckt er sich den ganzen Körper und das Gesicht, und schläft zwischen diesen beiden Tüchern nackend, jedoch zufrieden. Die Einwohner der bergigten Gegenden schlafen oft ganz nackend in großen Säcken. Hierin liegen sie nicht nur warm, sondern sind auch mit wenig Mühe gegen Flöhe, Mücken u. s. w. geschützt, wenn sie ihr Bette nur umkehren und abschütteln.

Viele Araber tragen gar keine Beinkleider, dagegen haben die Araberinnen in der bergigten Gegend sich derselben völlig bemächtigt. Die ganze Kleidung der gemeinen arabischen Weiber besteht aber nur in Beinkleidern und einem weiten Hemde, beides von blauer Leinwand, und mit Zierrathen von verschiedenen Farben gemalt. Die Weiber in Tehama tragen statt der Beinkleider ein breites Tuch um die Hüfte gebunden. Die in Hedsjas haben, so wie die in Aegypten, ein schmales Stück Leinwand vor dem Gesichte, so, daß wenigstens beide Augen frei sind. In einigen Gegenden von Jemen halten sie, wenn sie auf der

Straße erscheinen, einen großen Schleier, den sie über den Kopf hängen haben, vor das Gesicht, so, daß kaum das eine Auge frei bleibt. Manche bedecken sich das ganze Gesicht mit einem Flor, andre brodiren diesen mit Golde. Sie tragen überdies eine Menge Ringe um die Aerme und um die Finger, auch bisweilen in der Nase und in den Ohren, einige Reihen Glasperlen um den Hals, so wie die Weiber in Aegypten und bei dem Berge Sinai. Ihre Nägel färben sie blutroth, und ihre Hände und Füße braungelb. Auch das Inwendige der Augenlieder malen sie schwarz, mit einer Farbe, die aus Bleierz verfertigt wird. Sie vergrößern nicht nur ihre Augenbraunen, sondern malen sich auch noch andere schwarze Zierrathen ins Gesicht und auf die Hände. Ja, sie durchstechen sich deswegen die Haut, und legen gewisse Materien auf die Wunde, welche die Zierrathen so tief einfressen, daß sie Zeitlebens nicht vergehen. Dies halten sie für schön.

Die Araber sind von mittler Statur, mager und gleichsam von der Hitze ausgedorrt. Sie sind dabei sehr mäßig im Essen und im Trinken. Der

gemeine Araber trinkt gemeiniglich nichts als Wasser, und genießt fast kein anderes Essen, als frisch gebacknes, schlechtes Brod von Durra (welches eine Art Hirse ist) mit Butter, Oel, Fett oder Kameelsmilch durchknetet. Dies Brod ist für einen Europäer fast uneßbar, die Einwohner aber genießen es mit dem größten Appetit, ja bisweilen lieber als Weizenbrod, welches sie zu leicht finden.

Die Araber haben verschiedene Manieren, ihr Brod zu backen. Wenn der Ofen, worin sie ihre Durra backen wollen, heiß genug ist, so wird der Teig, oder vielmehr Kuchen, inwendig an die Seite des Ofens geklappet, ohne daß die Kohlen heraus genommen werden, und dann macht man den Ofen zu. Dies Brod wird schon wieder aus dem Ofen genommen, ehe es für einen Europäer kaum halb ausgebacken seyn würde, und ganz warm gegessen. Die Araber in der Wüste bedienen sich einer eisernen Platte, um ihre Brodkuchen zu backen, oder sie legen einen runden Klumpen Teig in heiße Kohlen von Holz oder Kameelmist, bedecken ihn ganz damit, bis das Brod ih-

rer Meinung nach gut ist: alsdann schlagen sie die Asche davon ab, und essen es ganz warm. — Die Araber in den Städten haben fast eben solche Backöfen wie wir; diesen fehlt es auch nicht an Weizenbrod. Dieses hat die Figur und Größe unserer Pfannkuchen, und ist selten genug gebacken. Die übrige Nahrung der Morgenländer besteht vornehmlich in Reis, Milch, Butter, Cheimal oder dickem Milchrahm und allerhand Gartenfrüchten. Es fehlt ihnen auch nicht an Fleischspeisen. Diese werden aber in den heißen Ländern nur wenig genossen, weil alles Fleisch daselbst für ungesund gehalten wird. Sie kochen ihr Essen allezeit unter einem Deckel, wodurch es sehr schmackhaft wird.

Der Tisch der Morgenländer ist nach ihrer Manier zu leben eingerichtet. Da sie, wie bekannt, auf der Erde sitzen, so breiten sie ein großes Tuch mitten im Zimmer auf dem Fußboden auf, damit die abfallenden Brocken nicht verschüttet und die Tapeten nicht beflecket werden. Auf dieses Tuch setzen sie einen kleinen Schemel, darauf eine große runde kupferne und stark verzinnte Platte steht,

auf welcher das Essen in verschiedenen kleinen kupfernen, allezeit in und auswendig gut verzinnten Schüsseln aufgetragen wird. Bei den vornehmen Arabern findet man statt der Servietten ein langes Tuch, welches alle, die um den Tisch sitzen, auf den Schooß legen. Wo dieses fehlt, da nimmt jeder statt der Serviette sein eignes kleines Tuch, das er bei sich trägt, um sich abzutrocknen, wenn er sich gewaschen hat. Messer und Gabel gebrauchen sie nicht. Die Türken haben zuweilen bei ihren Mahlzeiten Löffel von Holz oder Horn. Die Araber sind so gewohnt, ihre Hand als einen Löffel zu gebrauchen, daß sie des Löffels bei der mit Brod durchkneteten Milch entbehren können.

Bei einer europäischen Tafel bezeigen sich die Mahomedaner nach unserer Art sehr ungesittet. Sie zerreißen das Fleisch mit den Fingern, welches für einen, der es nicht gewohnt ist, widerlich seyn muß. Wenn sie es gleich versuchen wollen, Gabel und Messer zu gebrauchen, so ist es ihnen doch so mühsam, daß sie bald zu ihrer alten Manier zurückkehren. Sie lassen alle ihre Fleischspeisen in kleine Stücke zerschnitten auftragen, und

essen nur mit der Rechten; die Linke dient ihnen zum Waschen der unreinen Theile des Leibes.

So unangenehm es also für einen neu ankommenden Europäer ist, mit Leuten zu essen, die die Speisen mit den Fingern aus der Schüssel nehmen; so gewöhnt man sich doch bald daran, wenn man mit ihrer Lebensart näher bekannt wird. Weil die Mahomedaner ihrer Religion nach verpflichtet sind, sich fleißig zu waschen, so ist es schon deswegen sehr wahrscheinlich, daß ihre Köche das Essen wenigstens eben so reinlich zubereiten, wie die europäischen. Sie sind sogar verpflichtet, die Nägel so kurz zu halten, daß sich nichts Unreines darunter setzen kann, weil sie glauben, daß ihr Gebet kraftlos sei, wenn sie auch nur die geringste Unreinigkeit an ihrem Leibe haben. Da sie nun auch vor dem Essen Hände, Mund und Nase gemeiniglich auch mit Seife waschen, so scheint es einem zuletzt gleichgültig, ob einer das Essen mit reinen Fingern, oder mit der Gabel aus der Schüssel nimmt.

Bei den vornehmen Schechs in dem wüsten Arabien, welche zu einer Mahlzeit nichts mehr,

als Pilau oder gekochten Reis verlangen, wird eine sehr große hölzerne Schüssel voll aufgetragen, und an diese setzt sich eine Parthie nach der andern, bis die Schüssel leer ist, oder bis alle gesättigt sind. — Im Orient ißt man gemeiniglich sehr geschwinde; und unser Reisebeschreiber erzählt, daß er an einem Tische gespeist habe, wo sie in ungefähr zwanzig Minuten mehr als vierzehn leere Schüsseln zurück geschickt hätten. Das läßt sich sehr gut begreifen, da sie die Speisen nicht mit Messer oder Gabel, sondern mit der flachen Hand genommen haben. — Wenn gleich das Tischgebet der Mahomedaner sehr kurz ist; so verrichten sie es doch mit vieler Andacht. Wenn sie sich zu Tische setzen, so sagen sie: Bism allah errachman errachhim, d. i. im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes; und wenn einer nicht mehr essen will, so steht er auf, ohne auf die übrige Gesellschaft zu warten, und sagt: Elhamd billah, d. i. gelobet sei Gott. Sie trinken nur selten zwischen dem Essen, sondern sie nehmen, wenn sie sich nach der Mahlzeit wieder

gewäschen haben, einen guten Trunk Wasser, und darauf eine Tasse Kaffee.

Da den Mahomedanern der Genuß von allem, was die Sinne berauschen kann, verboten ist, so wird bei einem Besuche dem Fremden, sobald er sich gesetzt hat, eine Pfeife Tabak, etwas Confituren und eine Tasse Kaffee oder Kischer gebracht. Man breitet ihm auch wohl eine kostbar brodirte Serviette auf den Schooß. — Bei den Vornehmen in der bergigten Gegend von Jemen findet man in den Monaten Mai, Junius und Julius kleine Bündel Kaad, d. i. junge Sprossen von einem gewissen Baume, die man gleichsam zum Zeitvertreib ißt, so wie man bei uns Schnupftabak zu nehmen pflegt. Diese Leckerbissen schmecken dem Europäer nicht gut, und man nimmt an, daß der Kaad seine Liebhaber vom Schlafe abhalte und zugleich auszehre; gleichwohl muß ein jeder wohlgezogene Jemeneser ein Liebhaber davon seyn. Diejenigen, welche gute Zähne haben, können ihn so, wie er vom Baume gekommen ist, essen; indessen findet man doch auch, daß

alte Leute, die nicht mehr gut kauen können, ihn vorher in einem Mörser stoßen.

Die Araber rauchen sowohl aus der langen Pfeife, als aus der sogenannteu persischen, welche sie entweder Kiddra, Buri, oder Nardtil und Ankire nennen. Der gemeine Mann macht letztere mit geringen Kosten aus einer Kokosnuß, die Vornehmen aber lassen sie in verschiedener Figur von Glas, Silber und wohl gar von Gold verfertigen. Die Morgenländer schneiden ihre Tabaksblätter nicht, sondern zerreißen sie blos mit den Fingern. Wenn sie ihre Kiddra füllen wollen, so wird der Tabak immer vorher stark angefeuchtet, und sie müssen deswegen allezeit eine glühende Kohle auf ihre Pfeife legen, besonders weil sie sehr langsam rauchen. Bei einer jeden Anfüllung der Pfeife wird vorher frisches Wasser in die Kiddra gegossen.

Wenn der Fremde aufstehen und weggehen will, so wird den Bedienten ein Zeichen gegeben, daß sie Rosenwasser und Räucherwerk bringen sollen. Beides, die Flasche mit dem Rosenwasser und das Rauchgefäß, ist bisweilen von Silber und

sehr schön gearbeitet. — Diese Ceremonie aber sieht man nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, oder auch, wenn man Jemanden mit einer höflichen Manier zeigen will, daß der Herr des Hauses Geschäfte habe; denn sobald man mit Rosenwasser bespritzt ist, und den Bart und seine weiten Aermel geräuchert hat, muß man sich nicht länger aufhalten. Bei einem täglichen Besuch findet man nichts weiter als Kaffee oder Kischer, eine Pfeife Tabak und Kaad.

Was die Häuser der vornehmen Mahomedaner betrifft, so sind sie weder von außen noch in den Zimmern der Mannspersonen prächtig. Es scheint, daß diese in nichts anders Pracht suchen, als nur in ihrem Gewehr, Pferdegeschirr und in der Menge ihrer Pferde und Bedienten. Der Fußboden ist in allen Zimmern, sowohl der Vornehmen als Geringen, belegt, wenn es auch nur mit einer Strohmatte ist, und wer darauf treten will, muß vorher seine Pantoffeln oder Stiefeln ausziehen.

In den Wohnungen der Frauenzimmer soll man sehr kostbare Tapeten, Sofas und andres

Hausgeräthe antreffen. — Weil die Morgenländer die Fußböden ihrer Wohnzimmer sehr reinlich halten, so gewöhnen sie sich auch, nur um dieser Ursache willen, selten auszuspeien, und wenn sie auch ganze Stunden lang Tabak rauchen. Doch ist es gar keine Unanständigkelt in der Gesellschaft, wenn einer etwas auswirft.

Die Häuser der Araber, welche von Steinen gebauet sind, sind alle oben platt. Die kleinen Häuser in Jedsjas und Jemen haben ganz dünne Wände und ein rundes Dach, welches mit einer Art Gras bedeckt ist. — Die kleinen Hütten der gemeinen Araber am Euphrat sind gemeiniglich nur mit Strohmatten bedeckt, und durch Zweige von Dattelbäumen unterstützt, und oben rund.

Die Araber haben verschiedene Manieren sich zu setzen. Wenn einer bequem sitzen will, so setzt er sich mit kreuzweis untergeschlagenen Schenkeln. In Gegenwart eines Vornehmen muß sich ein jeder, welcher für gesittet angesehen seyn will, so auf seine Hacken setzen, daß die Knie die Erde oder den Sofa berühren. Weil diese Stellung

den

den wenigsten Platz einnimmt, sitzen sie auch gemeiniglich bei Tische so. Zu dieser letzten Manier zu sitzen, können sich die Europäer nicht gewöhnen.

Den Morgenländern ist es erlaubt, mehrere Weiber zu haben, jedoch ist dieses nicht so allgemein, als man vielleicht in Europa glaubt; denn so sehr auch einige Mahomedaner diese ihre Freiheit gegen die Europäer rühmen, so gestehen doch viele, die begütert genug sind, um mehr als eine Frau ernähren zu können, daß sie mit mehrern nicht so glücklich leben können als mit einer einzigen. — Man findet daher im Mittelstande nur wenige, die mehr als eine Frau haben, und auch unter den Vornehmen begnügen sich viele lebenslang mit einer. Sie sind nach den Gesetzen verbunden, alle ihre Weiber anständig zu behandeln, und einer jeden wöchentlich einmal beizuwohnen, eine Pflicht, die vielen Mahomedanern zu schwer ist; denn sie heirathen entweder sehr jung, oder der Vater kauft seinem Sohn eine Sklavin, um zu verhüten, daß er nicht Umgang mit lüderlichen Weibern suche, daher erschöpfen sich dieselben der-

gestalt in ihrer Jugend, daß sich oft Leute von dreißig Jahren über Unvermögen beschweren.

Man beschuldigt zwar in Europa die mahomedanischen Völker, daß sie ihre Töchter verkaufen: aber dies geschieht bei den Vernünftigen eben so wenig, wie bei uns. Er giebt seine Tochter freilich lieber einem vornehmen und reichen Mann, als einen geringern; er bekommt alsdann mehr Geld. Kann er es aber nur einigermaßen entbehren, so giebt er seiner Tochter eine gute Aussteuer, und diese ist dann ihr Eigenthum. Der Heirathscontract wird allezeit vor dem Kadi geschlossen, und in diesem wird nicht nur bestimmt, wie viel der Bräutigam seiner Braut sogleich zur Aussteuer, sondern auch wie viel er seiner Frau bezahlen soll, wenn es ihm einfallen sollte, sie zu verstoßen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein armer Vater bisweilen von einem reichen Schwiegersohne sehr leicht befriedigt werden kann. Aber nicht alle Väter verheirathen ihre Kinder blos des Geldes wegen. Sehr oft giebt ein reicher Mann seine Tochter einem Armen, ja er schenkt diesem eine gewisse Summe, damit er seiner Braut das in dem Hei-

rathscontract bestimmte Antrittsgeld in Gegenwart des Kadi und anderer Zeugen bezahlen könne; und ein solcher muß es sich alsdann gemeiniglich gefallen lassen, seiner Frau auf den Fall, da er sie verstoßen sollte, eine so große Summe auszusetzen, daß sie sicher ist, er werde an keine Veränderung denken. Ja noch mehr, da die Frau nicht verpflichtet ist, ihrem Manne ihr eigenthümliches Vermögen in die Hände zu geben, so ist dieser oft von ihr abhängig. Die reichen Mahomedanerinnen haben daher in ihren Häusern mehr zu befehlen, als die Christinnen in Europa, ja sie sind gewissermaßen glücklicher, weil sie auch verlangen können, geschieden zu werden, wenn sich der Mann ungebührlich gegen sie bezeiget. Bei dem allen ist es bei den Mahomedanern nichts Seltenes, daß sie ihre Weiber verstoßen. Sie bedienen sich aber dieses Rechts nicht gerne ohne sehr wichtige Ursachen, theils weil es für einen ehrbaren Mann für unanständig gehalten wird, theils auch, weil sie ihre Frau und ihre Angehörigen nicht beschimpfen wollen.

Die Mahomedaner haben die Beschneidung bei sich eingeführt. Nicht etwa, daß es eine Folge ihrer Religion wäre, und Mahomed sie anbefohlen hätte; vielmehr scheinen sie dieselbe als eine alte Gewohnheit ihrer Väter beibehalten zu haben. Auch ist sie in den heißen Ländern bei denen, die sich nicht fleißig waschen, sehr nützlich. So versicherte der englische Arzt zu Haleb unserm Verfasser, daß sich in den heißen Ländern mehrere Feuchtigkeiten an den Eicheln sammle, als in den kältern. — Das Waschen des ganzen Körpers, und besonders der heimlichen Theile, ist also in den heißen Ländern nothwendig, und vielleicht haben deswegen die Stifter der Religion der Juden, der Mahomedaner, der Guebers, der Heiden in Indien, u. s. w. selbiges befohlen. Die jetzt unter diesen Nationen wohnenden Christen müssen sich nun auch, sowohl wegen des Wohlstandes, weil man sie dort immer verachten würde, als wegen der Gesundheit, der Reinlichkeit befleißigen.

Man hat behauptet, es sey nach den mahomedanischen Gesetzen nicht erlaubt, einen Menschen

seiner Mannheit zu berauben. Es soll aber doch, obgleich selten, in einigen von ihren Städten, vornämlich in Oberägypten, geschehen. Jedoch darf man eben nicht glauben, daß in Arabien viele verschnitten werden. Der Sultan in Constantinopel hat mehr Verschnittene, als alle Unterthanen in seinem weitläuftigen Reiche, und ihm werden die meisten als Geschenke zugesandt.

In den Morgenländern findet man nur selten Leute, die man eigentlich Gelehrte nennen kann, da die arabischen Regenten nicht viel auf Wissenschaften wenden und halten. Indessen wird doch die Jugend bei ihnen nicht so sehr vernachlässiget, als wir gemeiniglich glauben. In den Städten können viele gemeine Leute lesen und schreiben. — Die Vornehmen haben in ihren Häusern eigene Lehrer bei ihren Kindern und Sklaven, wovon sie nämlich diejenigen, bei welchen sie Verstand bemerken, oft als ihre eigene Kinder erziehen. Man findet fast bei jeder großen Moskee eine Schule, wo nicht nur die Lehrer, sondern auch arme Kna-

ben von Stiftungen unterhalten werden. Ueberdies sind in den großen Städten noch viele Schulen, wohin Leute von mittlerm Stande ihre Kinder schicken, um die Grundsätze ihrer Religion, lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Die Schulen sind gemeiniglich nach der Seite der Straße, so wie die Kramladen, ganz offen. Doch scheint es, daß der Lärm der vielen Vorübergehenden sie gar nicht störe, sondern alle die, welche lesen oder etwas auswendig lernen, sitzen, und haben das Buch auf einem kleinen hölzernen Pult vor sich. Sie sagen alle Worte laut, und bewegen sich mit dem ganzen Oberleibe, so wie die Juden in ihren Synagogen. Mädchen findet man in diesen Schulen nicht.

In einigen großen arabischen Städten sind, außer den erwähnten kleinen, auch größere Schulen, in welchen die höhern Wissenschaften der Mahomedaner, als die Astronomie, Astrologie, Philosophie, Arzneikunst u. s. w. getrieben werden. In diesen Wissenschaften sind sie freilich gar weit

unter dem Europäer, aber nicht, weil es ihnen an Fähigkeiten, sondern an Aufmunterung und Unterricht fehlt. Man sagt, daß die Gelehrten sich öffentlich examiniren lassen müssen, bevor sie ansehnliche geistliche oder weltliche Bedienungen erhalten. Doch hierbei handeln sie wohl nicht ganz unpartheiisch; denn viele, wovon man glaubt, daß sie nur wenig gelernt haben, erhalten einträgliche Bedienungen, und andere tüchtige Männer müssen ihre Lebenszeit als Schreiber und Schulmeister zubringen.

Das Religionsgebäude des Mahomeds besteht aus zwei Haupttheilen. Der eine heißt Iman, und faßt nur sechs Lehren, die geglaubt werden müssen, in sich: Die Lehre von Gott, seiner Einheit und seinen Eigenschaften, von den Engeln und ihren Verrichtungen, von Gottes unbedungenem Rathschlusse, oder von seiner unveränderlichen Vorherbestimmung des Guten und Bösen und aller menschlichen Schicksale,

von den göttlichen Schriften, von den Propheten, von der Auferstehung der Todten und dem allgemeinen Weltgerichte. — Der andre递Haupttheil ist der Din, (das Recht) und begreift die gottesdienstlichen Pflichten in sich. Diese sind: Das Gebet und die damit verknüpften Gebräuche, die Almosen, die nothwendigen und freiwilligen Fasten, und die Wallfarth nach Mecca.

Unter den Glaubenslehren ist die Wahrheit: Es ist nur ein einziger Gott, die wichtigste und erste, denn nach Mahomeds Vorstellungsart könnte Gott nicht zeugen, folglich auch im eigentlichen Verstande keinen Sohn haben, weil er keine Gemahlin hätte. — Mahomed wirft besonders den Christen vor, daß sie a) drei Personen in der Gottheit zuließen. „O Christen!“ sagt er in dem Koran im vierten Kapitel, „treibt die Sache in eurer Religion nicht zu weit, und redet nicht von Gott, außer in der Wahrheit. Sagt nicht: drei; ent-

haltet euch dieses Worts — denn Gott ist eins." b) Das sie behaupteten: „Jesus Christus, der Sohn der Maria, sey Gottes Sohn und wahrer Gott." c) Daß sie glaubten: „Christus sey gekreutziget worden;" da er annahm, daß ein Mensch, welcher Christo ähnlich gesehen hätte, für diesen sey gekreutziget worden.

In der That ist ist es zu verwundern, wie ein Mann von nur geringen Einsichten ein so seltsames Gemisch von Offenbarungen, läppischen Erzählungen, aber auch bisweilen von erhabenen Gedanken und Wahrheiten habe erdenken können, wie Mahomed im Koran. Er wurde nach christlicher Zeitrechnung um das Jahr 570 zu Mecca von armen aber vornehmen Aeltern geboren. Er widmete sich der Handlung; durch sein Glück und die Reichthümer einer Frau, welche er geheirathet hatte, aufgemuntert, beschloß er, eine neue Religion einzuführen. Ohne Zweifel bahnte hierzu die tiefe Unwissenheit, in welcher sowohl die Araber,

als auch die Syrer, Perser und übrigen morgenländischen Völker größtentheils lebten, diesem kühnen und beredten Mann einen leichten Zugang zu unzähliger Leute Herzen. Hierzu kommen noch die heftigen Streitigkeiten der Christen, Griechen und wie die Sekten alle heißen, die einen großen Theil des Orients mit Blutvergießen anfüllten, und das wahre Christenthum verhaßt machten, und welches alles zu der Annahme seiner Religion mit beitrug.

Abriß von den Beduinen oder herumstreifenden Arabern.

Die Beduinen, welche in arabischer Sprache Badowi *) heißen, bevölkern den östlichen Theil des wüsten Arabiens, und man kann diese für die wahren Araber nehmen, weil sie ihre alte Freiheit allen Bequemlichkeiten, die ihnen die Communication mit andern Völkern verschaffen konnte, vorgezogen haben, und die Regimentsverfassung, Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren noch bis auf den heutigen Tag sorgfältig beobachten.

*) Badowi heißt in der arabischen Sprache so viel, als zum Landleben gehörig, oder Bewohner einer Wüste.

Die verschiedenen Berichte, welche uns die Reisebeschreiber von diesen herumirrenden Arabern gegeben haben, sind voll von Widersprüchen. Ein portugiesischer Reisender macht uns von ihnen einen Abriß, und stellt sie als Leute dar, bei denen weder Polizei noch Gesellschaft anzutreffen sey; die zwar den Mahomed verehrten, aber nichts weniger als ächte Muselmänner wären; die sich mit nichts als Rauben und Stehlen beschäftigten, sich in ihrem Anzuge und Sitten schmutzig und grob zeigten, alle Ordnung und Gesetze so sehr verabscheuten, daß sie bei vorfallenden Streitigkeiten nicht die geringsten Zeichen der Gerechtigkeit blikken ließen.

Andere und zugleich zuverlässigere Schriftsteller machen uns einen vortheilhaftern Abriß von der Regierungsform und Sitten dieser Araber. Herr Niebuhr, und mit ihm stimmt Arvieux fast überein, meldet uns, daß sie in viele Familien eingetheilt sind, und daß ein jeder Schech (welches die Adelichen unter ihnen sind) über seine Familie und Bedienten herrsche. Wenn nun diese Schechs ihr Eigenthum gegen ihre Nachbarn nicht

vertheidigen können, so verbinden sich mehrere kleine Schechs, und wählen unter sich einen größern. Mehrere größere Schechs unterwerfen sich, mit Genehmhaltung der kleinern, einem noch mächtigern als sie sind, und der ganze Stamm wird alsdann nach der Familie des großen Schechs benennt. — Ihre Bedienung ist erblich, wenn sie aber ohne männliche Erben sterben, so versammeln sich alle Häupter des Stammes, und schreiten zur Wahl eines andern Schechs, welchen der Groß-Emir bekräftigen muß. Es ist nicht allemal nöthig, daß der älteste von den Söhnen oder Anverwandten der Familie zur Regierung gelange, sondern man wählt denjenigen aus der Familie, der für den tüchtigsten gehalten wird. Ein jeder kleiner Schech ist, wie bereits gesagt, der Anführer seiner Familie, und der große Schech darf sie nicht eigentlich als Unterthanen, sondern als Bundesgenossen ansehen, weil jene sonst von ihm abfallen, und ihre Heerde zu einem andern Stamme treiben können, von dem sie mit offenen Armen aufgenommen werden.

Der mächtigste und an Vasallen und Unterthanen reichste Emir führt, nach dem Berichte des Arvieux, den königlichen Titel. Er residirt in einer Wüste, auf der Straße nach Mecca, in einer gleichen Entfernung von dieser Stadt und dem Berge Sinai. Ein jeder von ihnen glaubt in seinem Gebiete völlig souverän zu seyn, weil seine Vorfahren in der Gegend, wo er wohnt, vielleicht einige hundert Jahre gewohnt haben. Aus dieser Ursache glaubt er auch ein Recht zu haben, von den Reisenden, die durch sein Gebiet ziehen wollen, gewisse Geschenke und Zoll verlangen zu können, und es in diesem Stücke eben so zu halten, als andere Nationen. Der Großsultan schickt ihm alle Jahre ein ansehnliches Geschenk, um ihn dadurch zu verbinden, daß er die Brunnen am Wege nach Mecca nicht verderbe, und den Pilgrimmen freien Durchzug gestatte. Gleiche Geschenke werden den übrigen Emirs gegeben, welche der Sultan aus eben diesen Bewegründen schonen muß. Die Türken haben aus trauriger Erfahrung gelernt, daß Gewalt bei einem Volke nichts vermöge, das sich in unfruchtbaren Wüsteneien verschanzt, wo eine Armee vor Hun-

ger ihr Leben einbüßen müßte, ehe sie den Feind erreichen könnte. Die Beduinen sind nie von einem Auswärtigen bezwungen worden, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, werden sie auch nie von andern bezwungen werden können. — Es ereignet sich sehr oft, daß die verschiedenen Stämme unter sich viele, aber kleine und nicht blutige Kriege führen. Machen nun etwa die Türken Miene, sich dieser Uneinigkeit zu bedienen, und einen Einfall gegen die Beduinen zu wagen; so vereinigen sie sich alsbald, um gemeinschaftlich zuerst das allgemeine Wohl zu vertheidigen.

Die Einkünfte der Emirs sind nichts weniger als beträchtlich, weil sie von ihren Unterthanen keine Abgaben fodern und auch nicht fodern können. Sie brauchen aber auch nichts; denn das Heer, welches sie anführen, braucht von ihnen nicht besoldet zu werden, und die Sparsamkeit, die sie beweisen, läßt schon vermuthen, daß sie keinen großen Aufwand machen können. Ihr größter Reichthum besteht in den Stutereien und dem Heerden-Vieh. Die meisten von ihnen handeln mit den Karavanen, die durch ihr Gebiet ziehen, an

welche sie ihre Pferde (die den größten Theil ihres Handels ausmachen) und Vieh — welches aus Ziegen, Schafen und Kameelen besteht, denn das Land bringt fast nichts als Tamarinden und Haidekraut hervor — gegen Leinewand, Tuch, Kaffee, Reis und andre Bedürfnisse vertauschen. Diesen Handel treiben nicht nur die Schechs, sondern auch ihre Unterthanen.

Die Beduinen haben bei ihren Streitigkeiten und peinlichen Klagen weder Advokaten noch Gerichtsschreiber, ja nicht einmal Gerichtsdiener, welche, wie bei den Türken, die streitenden Partheien vor Gericht fordern. Zuweilen wählen sie zu ihrem Richter den erfahrensten Beduinen im Lager. Der Emir entscheidet alle Rechtssachen, auf die Aussage der Zeugen und der Partheien, jedesmal mit lauter Stimme, und ohne etwas nieder zu schreiben. Sein Ausspruch wird in dem Augenblick vollzogen, ohne daß jemand etwas dawider einwenden könnte. Der Schech entscheidet, wenn der Emir nicht gegenwärtig ist; aber seine Entscheidung ist nicht unwiderruflich. — Die Beduinen erscheinen so selten als möglich vor dem

Emir

Emir oder dem Schech; sie beklagen sich lieber bei ihres Gleichen, insonderheit bei denen, die sie als die uneigennützigsten kennen. Sie bringen ihre Klagen an, ohne zu schreien, oder einander in die Rede zu fallen; sie bürden sich einander nichts durch Lügen auf, und gebrauchen auch keine anzüglichen Worte. Sie lassen es allezeit bei dem Ausspruche ihres Schiedsrichters bewenden, und beobachten alles das, was ausgemacht worden ist.

Nicht leicht entstehen Streitigkeiten unter ihnen, als etwa des Handels wegen, beim Kaufe oder Verkaufe, oder bei Vertauschung ihres Viehes und anderer Lebensmittel. Wenn sie einen Tausch treffen, so werfen sie eine Hand voll Erde auf die Pferde u. s. w., die sie auswechseln wollen, und sagen in Gegenwart von Zeugen: „Wir geben einander Erde um Erde.“ Sobald sie dies geredet, kann der Handel auf keine Weise rückgängig gemacht werden.

Nach der Art, wie die Beduinen leben, geschieht es nicht leicht, daß peinliche Klagen unter ihnen vorfallen. In solchem Falle aber könnte der Emir dem Verbrecher lassen Stockschläge geben,

ihn aufhängen, spießen, köpfen, oder den Bart abschneiden — welches letztere die schimpflichste Strafe ist. Allein sie gehen mit dergleichen Bestrafungen so sparsam um, als es möglich ist.

Die Beduinen wohnen schon seit etlichen Jahrhunderten in den Wüsteneien Arabiens, kampiren zu allen Jahreszeiten unter Zelten, haben keine bleibende Stätte, und verweilen sich nur an solchen Oertern, wo sie Wasser, Früchte und Weide für ihr Vieh finden. Diese flüchtige Lebensart ziehen sie allen andern vor. — Der Emir hat mehr als ein Zelt, aber sie sind eben so wie die andern, nämlich von Ziegenhaaren, und unterscheiden sich nur etwas in Ansehung der Größe. Er hat nämlich eins, wo er Audienz giebt, eins für sich, eins für seine Weiber, und noch verschiedene kleinere für seine Bedienten, wo sie kochen und ihre Haushaltung haben. Die Form des Lagers ist rund, nach Beschaffenheit des Platzes. Die Zelte des Emirs stehen in der Mitte, und die der Beduinen um diese herum, doch in gewisser Entfernung von ohngefähr dreißig Schritten, aus Achtung für den Emir und seine Gemahlinnen.

Die gemeinen Leute haben in ihren Zelten keinen andern Hausrath, als einige Matten, worauf sie schlafen, und ein paar Decken. Das Kopfküssen besteht gemeiniglich aus einem Steine, den sie unter die Matte legen. Ihr Küchengeräth besteht aus etlichen Kesseln und hölzernen Näpfen, worin sie die Suppe und das Fleisch anrichten, einer kleinen Handmühle, etlichen Krügen und ziegenhärenen Decken, in welchen sie ihre Kleider verwahren. — Die Emirs sind indessen weit besser eingerichtet. Man findet bei ihnen Matratzen, Decken und Teppiche; einige derselben sind oft mit Gold und Seide durchwirkt. Sie haben Küssen von Sammt, Tuch oder Atlaß, nach Art der Türken. Unter ihre Bettdecken werden große weiße Tücher genäht, das Bettuch aber ist allezeit von gestreifter Leinwand. — Die Beduinen schlafen nicht leicht ohne Nachtbeinkleider; dies erfordert die Bescheidenheit. Es wäre ein Zeichen der gröbsten Unverschämtheit, wenn man einem andern etwas nackendes zeigen wollte. Auch die Kinder dürfen die Bescheidenheit nicht verletzen; und untersteht sich ein Kind ohne Beinkleider nur zu schwimmen, so züch-

tigt man es aufs härteste, und zwar nicht wie bei uns — sondern man giebt ihm die Ruthe auf die Fußsohlen.

So bescheiden sie nun aber in ihrem Aeußerlichen sind, so unreinlich sind sie dagegen bei ihrem Essen.

Bei den Emirs und Schechs besteht der Tisch aus einem großen rund geschnittenen Stück Leder, das auf die Erde gebreitet wird. Die Teller und Schüsseln sind von Kupfer, die Löffel von Holz, die Tassen von Silber, oder von ächtem und unächtem Porcellain oder Messing. — Ehrbare und mehr als gemeine Leute sitzen bei Tische mit kreuzweis gelegten Beinen, das gemeine Volk aber kniet und sitzt auf den Fersen. Es ist nicht gebräuchlich, ein Tischtuch aufzudecken, sondern man setzt die Schüsseln aufs Leder, und um diese herum legt man die Löffel. Von Gabeln weiß man nichts; sie sagen: Mahomed hätte denjenigen Ablaß versprochen, die mit drei Fingern äßen. Und aus diesem Grunde nehmen sie alles Fleisch mit den Fingern, doch nur mit der rechten Hand, weil sie die linke gebrauchen, um sich nach Ver-

richtung der natürlichen Nothwendigkeit zu waschen. Da auch das Fleisch in Stücken geschnitten und so weich gekocht wird, daß es leicht zerfällt, so gebrauchen sie ebenfalls kein Messer. Die Suppe, das gekochte Fleisch, die Braten, die Nebengerichte, Salat, Obst — werden alle auf einmal aufgetragen. Mann ißt, ohne zu trinken, man müßte denn außerordentlichen Durst haben, und alsdann Wasser fordern. Nach der Mahlzeit, wenn sie aufstehen, wird gebetet; hernach läßt man sich zu trinken geben, und wäscht sich die Hände mit Seife. Zuletzt wird Kaffee getrunken und ein Pfeifchen gestopft.

Die Unreinlichkeit beim Essen ist unter dem gemeinen Volk noch gewöhnlicher. Sie thun das Fleisch, Reis und den Pilau Hände voll in große Näpfe, zerdrücken es mit der Hand, und machen Klöse, die den ganzen Mund füllen. Bleibt etwas an der Hand oder am Barte kleben, so werfen sie es ohne Umstände wieder in die Schüssel. Wenn sie gegessen haben, thun sie große Züge aus einer Kanne, die Reihe herumgeht, waschen sich, trinken Kaffee, und stopfen sich gleichfalls ein Pfeifchen.

Es scheint, als könnten die Beduinen, so wie überall die Araber, ohne Tabak und Kaffee nicht leben. Will ein Mann seine Frau strafen, so ist die größte Strafe für sie, daß sie keinen Kaffee trinken darf. — Man kann auch nicht sagen, daß sie Feinde des Weintrinkens wären; sie trinken ihn vielmehr, so oft sie ihn haben können, denn sie sagen, das Verbot ihres Propheten wäre nur ein Rath, keineswegs aber ein Gebot. Sie haben auch noch ein anderes Getränke, das von Aprikosen, Weinbeeren und andern trocknen Früchten gemacht wird: man setzt es zugleich mit dem Fleische auf den Tisch in Näpfen, und wer davon trinken will, schöpft es mit Löffeln.

Was die Kleidung der Emirs und der Schechs betrifft, so ist bekannt, daß sie von den Türken ihrer wenig unterschieden ist. Die übrigen Beduinen tragen ein grobes Hemde mit langen Aermeln, leinwandne Beinkleider, einen Kaftan von grobem baumwollenen Zeuge, wie ein langer Ueberrock gemacht, der bis auf die halben Beine geht, einen ledernen Gurt, an welchem ein Dolch hängt, und einen Mantel von schwarz und weiß gestreiften

Barakan. Im Winter tragen sie Westen von Schafpelzen, davon sie die rauche Seite bei gutem Wetter inwendig tragen, wenn es aber regnet, herauskehren. Auf die Weise läuft der Regen von der Wolle ab, ohne durchzudringen; den nassen Pelz schütteln sie ab, und die Weste ist in einem Augenblick trocken. Bei der größten Hitze im Sommer ziehen sie über ihre gewöhnliche Kleidung noch Röcke von weißer Leinwand, die sehr weit und wie unsre Hemden gemacht sind.

Ihr Turban besteht aus einer kleinen Mütze von rothem Tuche, mit weißem Nesseltuche umwunden, daran das eine Ende wie eine Schleife geknüpft ist, das andre längere aber der Sonnenhitze wegen um den Hals gemacht wird. Die Beduinen tragen keine grüne Farbe wie die Perser, die deswegen von allen Muselmännern verachtet werden, sondern nur die Nachkommen des Mahomeds genießen dieses Vorrechts. — Die Beduininnen sind eben so schlecht gekleidet wie ihre Männer. Sie tragen einen Schleier über den Kopf, den sie um den Hals wickeln, und den untersten Theil des Gesichts bis an die Nase bedecken. Im

Winter haben sie Kamisöler mit Baumwolle durchnähet, und gehen in Pantoffeln.

Die Gemahlinnen des Emirs und Schechs sind nicht so häßlich als die gemeinen Beduininnen; sie sind weißer und wohlgestalter, überdies aber mit mehr Geschmack und Reinlichkeit gekleidet. Ihre Hemden und Beinkleider sind von Nesseltuch mit Seide gestickt; ingleichen kleine Kamisöler von goldenem Stoff oder Atlaß und von andern seidnem Stoff, die sie nur mit zwei Knöpfen über dem Gürtel zumachen; das Oberste des Kamisols bleibt offen, damit die Brust allezeit Raum habe, und man die Mitte davon ein wenig zu sehen bekomme. Die Westen, die sie darüber ziehen, sind von Atlaß oder Sammet, auch von goldenem Brocate. Sie tragen auch Kaftane, die wie ordentliche Kamisöler gemacht sind, nur daß sie bis auf die Füße gehen, womit sie sich im Winter bedekken. Ihre Schuhe oder Pantoffeln sind klein; gehen sie aber aus, so ziehen sie gefaltete Halbstiefeln an. Der Kopfputz besteht in einer Müze von goldenem oder silbernem Stoffe, fast wie ein Napf gemacht, die mit Nesseltuch in Gold und Seide

gestickt umwunden ist, und in einer Stirnbinde von Gaze. Wenn sie ausgehen, machen sie über den Kopfputz einen nesseltuchenen Schleier, welcher Gesicht, Hals und Brust bedeckt. Machen sie Besuche, oder gehen sie zu Fuße spazieren, so haben sie Reifen an den Beinen, woran kleine Ringe hängen, die wie Schellen klingen. Diese Ringe und eine Menge anderes Spielwerk, das sie in ihre langen Haarzöpfe flechten, stellen so viele kleine Glocken vor, welche ankündigen, daß sie vorbeigehen, und jeder, der ihnen begegnet, macht sich auf die Seite, um sie nicht anzusehen. Bei den Besuchen, die sie einander machen, hauptsächlich aber die ersten Tage nach der Hochzeit zeigen sie alle ihre Schätze und die Kostbarkeiten ihres Anzuges.

Die Heirathen werden bei ihnen so geheimnißvoll behandelt, wie in Spanien oder Italien ein galantes Liebesverständniß. Wenn ein junger Beduine Neigung zu einem Mädchen hat, es sey nun blos ein Einfall von ihm, denn die Araber haben nicht den geringsten Umgang mit andern Weibern oder Töchtern, oder weil er von ihr hat

reden hören; so ist seine erste Bemühung, daß er die Person, die er haben will, zu sehen bekomme. Dies erhält er oft vom Vater selbst, der ihn in seinem Zelte versteckt, oder von der Tochter, die, wenn sie die Absichten ihres Liebhabers merkt, sich aber einbildet schön zu seyn, ihren Schleier wie von ohngefähr fallen und sich einige Augenblicke sehen läßt. Alsdann hält der junge Mensch durch einen seiner Verwandten um sie an, und man wird um den Preis einig, den der Schwiegersohn dem Schwiegervater an Schafen, Kameelen oder Pferden geben soll; denn niemals wird um Geld gehandelt. Der Preis aber ist allezeit nach den Verdiensten und Eigenschaften des Mädchens, nach dem Ansehen der Familie, und nach dem Vermögen dessen, der sich angiebt, eingerichtet.

Wenn die Parteien einig sind, so versammelt sich das Frauenzimmer von beiden Familien in dem Zelte der Braut, und führet sie ins Bad; man beräuchert sie, malt ihr die Augenbraunen schwarz und die Nägel roth; man drückt ihr allerhand Merkmaale auf den Leib. Hernach wird sie so kostbar als möglich angezogen, mit Armbän-

dern, Ringen und Schaustücken behangen; — es versteht sich, wenn die Familie wohlhabend ist, und auf ihre ganze Kleidung wird Goldstaub gestreut.

Wenn sie nun so geputzt ist, so setzt man sie auf ein Kameel, welches mit einer Decke behangen und mit Blättern und Blumen geziert ist. Man führt sie unter Vokal- und Instrumentalmusik in das Zelt, wo die Hochzeit vollzogen werden soll. Das Frauenzimmer begleitet sie dahin, und die Männer, bei welchen sich der Bräutigam aufhält, versammeln sich besonders in dem nächsten Zelte. Man überläßt sich von beiden Seiten allen möglichen Vergnügen, so lange der Tag dauert. Wenn die Nacht hereinbricht, so führt das Frauenzimmer die Braut zum Bräutigam, welcher sie allein in seinem Zelte erwartet, und sie, ohne zu reden, oder die geringste Bewegung zu machen, aufnimmt. Die Braut nähert sich, beobachtet gleichfalls ein Stillschweigen, und wirft sich ihrem Liebsten zu Füßen, der ihr ein Band um die Stirne bindet, an welchem eine goldene oder sil-

derne Medaille hängt. Diese Ceremonie wird den Abend dreimal wiederholt, und bei jedem Male ändert die Braut ihre Kleidung; so oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, so oft empfängt er sie auf eben diese Art, und beweist eben die Ernsthaftigkeit.

Es ist eine Art von Pracht im Morgenlande, daß man die Braut oft auszieht, und ihr in einem Tage alle Kleider anziehen läßt, die sie zur Hochzeit bekommen hat. Wenn die Braut zum drittenmale vorgeführt ist, steht der Bräutigam auf, umarmt sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen sollen. Da läßt man sie eine Viertelstunde allein. — Hernach waschen sich beide mit kaltem Wasser, und ziehen sich anders an. Die junge Frau begiebt sich wieder zu den übrigen Weibern, der Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die unverwerflichen Proben der Jungferschaft seiner Frau. Jedermann wünscht ihm Glück dazu, und man bringt den Rest der Nacht mit Vergnügungen zu. Das Fest dauert den folgenden ganzen Tag, da sich jedes wegbegiebt,

und die jungen Eheleute ihre Haushaltung anfangen *).

In gewissen Stämmen beobachtet man eine andere wunderliche Gewohnheit. Der Bräutigam begiebt sich in Begleitung vieler jungen Leute, die, wie er, mit Stöcken versehen sind, in das Zelt der Braut, nicht anders, als wollte er sie mit Gewalt entführen. Das Frauenzimmer, welches eben so bewaffnet ist, widersetzt sich diesem Unternehmen. Er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er seine Liebste denselben Tag besitzen will. Der Streit ist so ernsthaft, daß der Mann selten ohne einige Verwundungen, so, daß er manchmal zu Bette liegen muß — davon kommt. Diese lächerliche Gewohnheit ist besonders in Joak, Arabi und Syrien eingeführt.

Ein auffallender Umstand ist, daß die Bedui-

*) Es ist anmerkenswerth, daß der Vater unter allen Verwandten der einzige ist, der sich nicht bei der Hochzeit einfindet. Die Ursache ist sehr seltsam. Er glaubt nämlich, seine Ehre erfordere es, daß er, unterdessen daß seine Tochter im Begriff ist, ihre Jungfrauschaft zu verlieren, zu Hause bleibe.

nen ihren Weibern getreu bleiben, und nie mit andern zu thun haben, ob sie es gleich rechtmäßiger Weise und nach ihren Gesetzen thun könnten. Sie verachten alle diejenigen, welche nach dem Beispiel der Emirs Concubinen halten. Ereignet es sich, daß eine Frau ihrem Manne ungetreu wird, so ist er dadurch keineswegs verunehrt. Er ist damit zufrieden, daß er sich von ihr scheiden kann. Sie haben in ihrer Sprache einen Ausdruck, der mit dem Worte H a h n r e y überein kommt; allein sie geben diesen Namen dem, dessen Schwester einen Fehltritt begangen hat. Denn, sagen die Beduinen, eine Frau ist nicht von dem Geblüte desjenigen, der sie heirathet, und ist sie geschieden, so ist sie nicht mehr seine Frau; niemand aber kann machen, daß eine Schwester nicht mehr Schwester sey.

In den Ergötzlichkeiten zeigen die Beduinen viel Mäßigkeit. Den ganzen Tag bringen sie zu mit Kaffeetrinken, mit Tabakrauchen, und unterhalten sich mit den Geschichten, die sie von ihren Vätern gehört haben, oder durch Erzählungen von ihren Vorfahren wissen. Wenn sie sich nicht un-

ter sich versammeln, oder auf Streifereien ausgehen — setzen sie sich zu Pferde, und reiten zu ihrem Vergnügen, oder sie gehen auf die Schweinsjagd, die sie mit Lanzen erlegen, oder sie hetzen Hasen und Gazellen mit großen Windhunden. Das letztere Wild lieben die Morgenländer sehr, weil es geduldig ist, und viel Niedliches an sich hat. Wollen die Beduinen die Schönheit eines Frauenzimmers herausstreichen, so sagen sie, sie habe Augen wie eine Gazelle. Sie hat große schwarze Augen, und insonderheit bemerkt man an ihr eine gewisse unschuldige Furchtsamkeit, die der Schamhaftigkeit und der Schüchternheit eines jungen Frauenzimmers ähnlich ist.

Karten und Würfel sind ihnen unbekannte Dinge. Ihr gewöhnliches Spiel ist das Schachspiel, Dame und Mangala. Letzteres ist eine hölzerne Tafel, worum zwölf Höhlungen sind; man setzt kleine Steine hinein, und spielt damit gerade oder ungerade.

Der Zeitvertreib der Weiber besteht im Besuchen, Schwatzen, Singen und — Tanzen. Da sie von der Musik gar wenig verstehen, so ist ihr

Gesang einförmig, schläfrig, und eher geschickt, einen zum Gähnen zu bringen, als aufzumuntern. Ihre Instrumente bestehen in kleinen Trommeln, in hölzernen Klappern und in Flöten von Holz oder Rohr, worauf sie beim Tanzen und Singen spielen. Sie tanzen aber selten öffentlich, und halten es für unanständig, außer ihren Häusern zu tanzen.

Die Beduinen kennen keinen andern Arzt, als Gott. Er hat, sagen sie, dem Menschen an die Stirne geschrieben, wie lange er leben soll; und die ganze Arzneikunst ist nicht fähig, wenn seine Stunde gekommen ist, ihn vom Sterben abzuhalten. Indessen nehmen sie doch, wenn sie krank sind, welches aber selten ist, Arzenei von gewissen Kräuterweibern. Sie glauben auch an Talismane und an allerlei Formeln, welche man sie hersagen läßt. Wenn sie das Fieber haben, legen sie sich während des Frostes in die Sonne, und, wenn die Hitze kommt, in den Schatten. Empfinden sie einen heftigen und anhaltenden Schmerz, es sey an welchem Theile des Leibes es wolle, so halten sie

einen

einen kleinen brennenden Docht daran, und die Hitze zertheilt und tödtet ihn.

Wir finden bei den Reisebeschreibern, daß sie vom Klystierbrauchen keine Freunde sind. Nach ihrer Meinung ist dies eine abscheuliche Unanständigkeit, die sie nicht begehen würden, sollte es ihnen auch das Leben kosten. Sie glauben, daß die Seele im Blute stecke, daher ist ihnen das Aderlassen auch sehr zuwider, und sie vermeiden es, so lange es angehen will. Die Wunden, die sie oft bei ihren Streifereien empfangen, haben sie von der Nothwendigkeit der Wundärzte überzeugt, und deswegen stehen diese bei ihnen in großem Ansehen; allein alle Wunder, die man ihnen von der Arzeneikunst sagt, glauben sie nicht. Indessen sind doch die geschickten Aerzte im Orient aus diesem Volke gekommen. Der berühmte Schech Mehemed Ebnsina, den wir mit Unrecht Avicenna nennen, war ein Beduine. Seine Schriften sind sowohl in Europa als in der Türkei und Arabien bekannt. Nur die Einwohner des wüsten Arabiens kennen sie nicht, und wollen auch nichts davon wissen. Es hindert sie aber nicht, alt zu

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

werden. Man findet bisweilen bei den Beduinen Greise von hundert Jahren.

Wenn ein Beduine gestorben ist, wäscht man ihn, legt ihn in ein Tuch, und etliche Männer tragen ihn, unter Singung gewisser Gebete, auf den Gottesacker, der an einem erhabenen und abgelegenen Orte des Lagers liegt. Mannspersonen beweinen ihre Todten nicht. Sie hoffen das Vergnügen zu haben, ihre Verwandte und Freunde im Paradiese wieder zu sehen. Die Weiber hingegen weinen, weil sie nicht selbst an den Ort der Seligen kommen, sondern nur draußen bei den Christen bleiben werden, folglich den Kummer und Verdruß haben, diejenigen nach dem Tode nicht wieder zu sehen, die sie in ihrem Leben liebten. Sie schreien daher aus Leibeskräften, zerkratzen sich die Aerme, Hände und das Gesicht, reißen sich die Haare aus, und werfen sich von Zeit zu Zeit auf die Erde, als ob sie vor Schmerzen ohnmächtig würden. Sie nehmen Hände voll Erde oder Sand, werfen sichs auf den Kopf oder in das Gesicht, laufen, stehen stille, und machen unzählige Geberden, um die Heftigkeit ihrer Begierden aus-

zudrücken. Unmittelbar nach dem Leichenbegängnisse theilen die Erben die Verlassenschaft zu gleichen Theilen, oder sie vergleichen sich, entweder vermöge eines Machtspruchs des Emirs, oder auf Rath ihrer gemeinschaftlichen guten Freunde; denn nur selten fangen sie einen Proceß an. Ueberdies wollen die Erbschaften bei ihnen nicht viel sagen. Die Eigenschaft ihres Vermögens, das in nichts als in Zelten, Hausrath und Vieh besteht, giebt keinen Anlaß zu großen Streitigkeiten.

Alle Beduinen sind gute Reiter. Sie fallen häufig ihre Feinde an, für welche sie alle diejenigen halten, die nicht ihre Brüder, Bundesverwandte und Schutzgenossen sind. Sie rotten sich oft zusammen, und plündern ansehnliche Karavanen; sie richten aber ihre Anfälle nur gegen diejenigen, von welchen sie glauben, daß sie die schwächere Partei sind, damit sie leicht die Oberhand behalten; nie wagen sie sich aber gegen eine größere Anzahl, sondern fliehen alsdann.

Aegypten.

Aegypten steht am frühesten als ein ordentlich eingerichteter Staat da; denn Abraham fand um das Jahr 2023 in Aegypten schon einen Hof, an welchem Luxus herrschte, und einen Staat, wo bürgerliche Ordnung eingeführt war. Dies war der Staat von Memphis, außer welchem auch noch zu This und Thebä Staaten gewesen seyn mochten. Welch ein Zeitraum war dazu erforderlich, ehe die Menschen zu einer bürgerlichen Einrichtung gelangten! Wie viele Schicksale mußten sie nicht schon erduldet, und wie viele Veränderungen mochten schon vorausgegangen seyn, ehe sie sich einem für den rohen Wilden so lästigen Zwange unterwarfen? Hat auch die Beschaffenheit des

Landes selbst eine solche Frucht — als ein Staat ist — in Aegypten gezeugt, so war doch immer ein großer Fortschritt in der Kultur des menschlichen Verstandes nöthig, ehe man das Bedürfniß fühlte oder einsah, sich unter eine bürgerliche Ordnung zu schmiegen. Wie sehr liebt der Wilde seine zügellose Freiheit, und welche Gefahren und welch Ungemach muß der Mensch ausgestanden haben, ehe er sich einer Einrichtung fügt, die ihm sein köstlichstes Gut raubt!

Von dieser Zeit an haben die Aegypter die mancherlei Stufenfolgen der Kultur durchlaufen. Mit dem Erwachen ihres Handels und der Ausbreitung desselben erweiterten sich auch zugleich ihre Kenntnisse in manchen Fächern, als: der Geometrie, Astronomie und Arzneikunde. Von dem ganzen Flore dieses Volkes findet man aber jetzt beinahe keine Spur, ungeheure Steinhaufen stehen zwar noch, aber der Geist des Volkes ist in einen Todtenschlaf versunken, das seine Beys tyrannisiren, die Araber verheeren und mißhandeln, die Pest oft verwüstet, und wo man gar keine Spur von Geistesthätigkeit und von einem Fortrücken in der Kul-

tur erblickt. Die Zeit muß lehren, ob der Einfall der Franzosen einen Gährungsstoff zur Geistesentwickelung hinter sich gelassen habe, und ob vielleicht von diesem Zeitpunkt an sich eine neue Epoche für Aegypten erhebt.

Aegypten nimmt den nordöstlichen Theil des uns noch so wenig bekannten Afrikas ein. Gegen Morgen grenzt es an Palästina, das steinige Arabien und an das rothe Meer, gegen Mittag an Nubien, gegen Abend an die große afrikanische Wüste und an Barka, und gegen Mitternacht an das mittelländische Meer. Von diesem Flächenraume ist aber nur ein kleiner Theil bewohnt und angebauet. Der fruchtbare Theil ist das lange Thal zwischen zwei Gebirgsreihen (die von dem großen nubischen Gebirge ausgehen, und den Nil auf seinem Laufe bis unterhalb Kairo begleiten) durch welches der Nil hinströmt, und die Insel, welche dieser Fluß nach seiner Trennung in zwei Hauptarme bildet. Der übrige Theil von Aegypten ist eine unbevölkerte Wüste, Gebirge und Sandflächen auf den beiden Seiten des angebaueten Landes.

Da ein Theil Aegyptens noch in die heiße Zone fällt, so kann man leicht schließen, daß es sehr heiß seyn muß, weil die Sonne im Sommer ihre Strahlen senkrecht auf dasselbe fallen läßt. Außer seiner Lage unter der heißen Zone trägt aber noch die geringe Erhöhung des Landes über die Meeresfläche, die doppelte Kette von Gebirgen, die einen Theil desselben einschließt, die großen Sandwüsten, die es umgeben, und von welchen die Sonnenstrahlen mit verdoppelter Gewalt zurückprallen, dazu bei, daß es in Aegypten weit heißer ist, als in manchen Ländern unter der Mittagslinie. Niederägypten hat aber ein gemäßigteres Klima als Oberägypten, weil die Nähe des Meeres, die vielen inländischen Seen, die Kanäle und das angebaute Land die brennende Sonnenhitze mäßigen.

Aegypten hat nur zwei Jahreszeiten, die sich darin von jenen in den Ländern unter den Wendekreisen unterscheiden, daß man sie, anstatt der nassen und der trocknen, die warme und die kühle nennen kann. Die Zeit der Hitze dauert vom Ausgange des Märzes bis in den November.

In unsern Wintermonaten herrscht in Aegypten die kühle Jahreszeit.

Die warme Jahreszeit über ist der Himmel heiter, die Luft trocken und drückend heiß. Wenn im April die Ernte vorbei ist, so bietet Aegypten einen traurigen Anblick dar. Das Grün ist verschwunden, nur die Ufer des Nils, vorzüglich in Niederägypten, sind noch mit Gurken, Melonen und Sesam bedeckt; alle Pflanzen verdorren, der Boden ist aufgesprungen, und alles Lebende flieht Aegypten. Die Vögel ziehen nach den nördlichen Gegenden der Erde, die ganze Natur überzieht eine Grabesstille, die Landthiere verlieren ihre Lebhaftigkeit, suchen Kühlung und eilen in den Strom. Den Menschen entkräftet die schreckliche Hitze, die Geschäfte stocken, die Felder und die Straßen werden leer, und alles bringt das Leben traurig und mühselig hin. Diese drückende Hitze dauert vom Mai bis zur Zeit der Ueberschwemmung, wo das Wasser und die Nordwinde Kühlung wehen, und wieder Leben und Thätigkeit unter den Einwohnern verbreiten. Der Fluß beschäftigt alsdann alles, und alle Freuden verdanken ihm ihr Daseyn.

Die kühle Jahreszeit, oder der ägyptische Frühling, ist weit angenehmer und erfrischender. Die Entfernung der Sonne, die Ausdünstungen des Bodens und die herrschenden Winde sind die Ursache, daß Menschen und Thiere ihr Daseyn froh genießen können. Die Nacht über und früh Morgens ist es kühl; gegen neun und zehn Uhr aber wird es gleichwohl für einen Europäer sehr heiß. Die Einwohner bekleiden sich nur leicht, und leiden deshalb nicht wenig von der schnellen Abänderung der Kälte und der Wärme. Der Februar ist der kälteste Monat. Die Gegenden am Meere sind kälter und feuchter als die übrigen.

Die kühle Jahreszeit ist in Aegypten die Zeit der Arbeit und des Wachsthums. Zu Ende des Novembers werden die Felder mit grünen Saaten bedeckt. Im December und Januar verlieren die Bäume das Laub, und das neue bricht hervor, noch ehe das alte gänzlich abgefallen ist. Die meisten Bäume haben keine Laubknospen. Im December und Januar trifft man die lachendsten Fluren, die wohlduftendsten Gärten und den herrlichsten

Schmelz der Blumen an. Alles grünet und blühet und ladet zum Genusse der Freude ein.

Die Luft ist in Aegypten im allgemeinen sehr gesund. Sie enthält eine starke Beimischung von Salpeter und Salztheilchen, und ist außerordentlich trocken, wodurch die Gesundheit sehr befördert wird. Die Trockenheit der Luft macht, daß die Ausdünstungen aus dem durch den Nil getränkten Boden, aus den vielen Seen, Sümpfen und Kanälen eingesogen, verschlungen und durch die Winde weggeführt werden. Das Fleisch geht daher unter freiem Himmel nicht in Fäulniß über, sondern dörrt in kurzer Zeit zusammen. In den Wüsten trifft man oft gefallene Kameele an, die die Sonne und die Luft so leicht gemacht haben, daß man sie mit einer Hand aufheben kann. Dies ist auch der Fall mit menschlichen Körpern. Die Beimischung von Salpetertheilchen bemerkt man vorzüglich an dem Ausschlagen der Wände und an dem Anfressen der Steine und Metalle. Sie scheint von den Ausdünstungen der Erde herzurühren, die mit vielen Salpetertheilchen geschwängert ist, und wodurch

ohne Zweifel auch das starke und schnelle Wachsthum der Pflanzen begünstigt wird.

In der warmen Jahreszeit regnet es in Delta nicht, hingegen ist der Regen daselbst in den übrigen Monaten, zumal in den Gegenden, welche nahe am Meere liegen, nichts ungewöhnliches. Es giebt sogar Jahre, wo es oft und viel regnet. Seltener aber ist der Regen zu Kairo und in den Gegenden höher hinauf. Zu Dschirdsche und Assuan fällt kaum aller drei Jahre ein kleiner Streuregen; einen Platzregen hält man daselbst beinahe für ein Wunder. Man sieht zwar frühmorgens in Aegypten, vom Mai bis in den Julius, regenschwangere Wolken in ungeheurer Menge nach Habesch ziehen, aber sie giessen ihren Segen nicht über Aegypten aus, sondern stürzen das Wasser erst in Habesch in ungeheuern Massen herab, das endlich den Nil anschwellt, und dadurch zur Fruchtbarkeit Aegyptens mitwirkt. Gewitter ohne Regen hört man ziemlich oft, aber immer nur in der Ferne. Zur Erquickung der Pflanzen fällt in den Sommernächten ein Thau, der aber am Meere stärker ist, und geringer wird, je höher man in Aegypten hinauf kommt.

In Alexandrien und in Raschid durchnäßt er in kurzer Zeit alles, als wenn es vom Regen durchweicht wäre. Im Sommer fällt er stärker als im Winter. Sowohl auf den Regen als den Thau haben die Winde einen großen Einfluß. Wehen Süd- oder Südostwinde, so fällt weder Thau noch Regen. Beim Nordwinde hingegen thauet und regnet es viel, und beim Westwinde erhält Aegypten beide in noch größerer Menge.

In Aegypten trifft man regelmäßige Winde an. Nähert sich die Sonne der gemäßigten Zone, so fangen die Nordwinde an zu wehen, und bleiben den Junius hindurch gerade in Nord und in Nordwest. Im Julius weht der Wind wiederum nördlich, wechselt aber in Nordwest und Nordost. Von dem Ende des Julius bis in die Mitte des Septembers kommt er stets grade aus dem Norden, aber mit geringerer Stärke, und zwar nur am Tage; des Nachts schweigt er gemeiniglich gänzlich. Gegen das Ende des Septembers, wenn die Sonne wieder über die Linie zurückkehrt, setzt er sich in Ost, und weht von daher, ohne eben immer gleichen Strich zu halten, den ganzen Oktober

und einen Theil des Novembers hindurch. Kommt die Sonne dem Wendekreise des Steinbocks näher, so wird er veränderlicher und stürmischer. Am gewöhnlichsten sind dann Nord-Nordwest- und Westwinde. Jetzt tritt die rauhe Jahreszeit für Aegypten ein. Stürme, Regen und Nebel wechseln alsdann den December, Januar und Februar mit einander ab. Am Ende des Februars fängt der Südwind an herrschend zu werden, doch kommt er bald aus Südost, bald aus Südwest, und weht manchmal von dem Ost- und Nordwinde unterbrochen den ganzen März und April hindurch. Am Ende des letztern Monats erhält der Ostwind die Oberhand, den im Mai oft der Nordwind unterbricht. Am Ende desselben Monats aber wird er wieder alleinherrschend. Diesen Nordwind, der der wohlthätigste für Aegypten ist, nennen die Einwohner Meltem. Er gießt Erfrischung und Gesundheit über das ganze Land aus, jagt die Regenwolken zur künftigen Ueberschwemmung nach Habesch, und befördert die Schiffarth auf dem Nil gegen den Strom. Einige haben ihn irriger Weise sogar zur einzigen Ursache der Ueberschwemmung gemacht.

Aber nicht allein wohlthätige Winde wehen in Aegypten, sondern auch schädliche. Der gefährlichste und schrecklichste ist der Chamsin, dessen Wirkungen wir schon aus Arabien kennen. Alle Gegenstände, die ihrer Natur nach kalt sind, werden warm von diesem Winde, und nichts gewährt dem Leidenden Linderung. So lange dieser Wind weht, schließt sich alles in die abgelegensten und kühlsten Zimmer ein. Die Gassen sind einsam und menschenleer. Die Aegypter, wenigstens die Bemittelten, essen während der Zeit, wo dieser Wind weht, nichts als Reis, Gartengewächse, Baumfrüchte und frische Fische. Außerdem genießt man viel Zitronensäure, räuchert und badet fleißig.

Die Krankheiten, welche in Aegypten herrschen, sind die Pest, die aber niemals in diesem Lande selbst entsteht, sondern aus Konstantinopel oder Smirna dahin gebracht wird, welches man daraus sehen kann, daß sie sich anfänglich nie mitten im Lande zeigt, sondern immer erst zu Alexandrien ausbricht. Alsdann verbreitet sie sich nach Raschid, von da nach Cairo, von hieraus nach Damiat, dann aufs platte Land, und vorzüglich

nach Oberägypten. Die Mittheilung derselben geschieht manchmal durch das Schiffsvolk, meistentheils aber durch die Kleidungsstücke von angesteckten Personen, die in Konstantinopel und Smirna öffentlich versteigert, von Juden und Griechen aufgekauft und nach Aegypten gebracht werden; manchmal aber auch durch andere angesteckte Handelswaaren, die diese Schiffe geladen haben. Bringen sie das Pestgift im Juni, Juli, oder August nach Aegypten, so stirbt die Pest gleich, ohne um sich zu greifen; sonst aber äußert sie sich gewöhnlich zuerst in Basar, wo die Güter ausgeladen werden, und breitet sich grade auf dem Wege, den diese Waaren ins Land nehmen, weiter aus.

In Smirna und Konstantinopel wüthet die Pest am heftigsten im Sommer, in Aegypten aber allemal in der kühlen Jahreszeit. Dieser Erscheinung liegen gleiche Ursachen zum Grunde. Ein hoher Grad von Kälte und Wärme verhindert die Fortpflanzung der Pest, und macht ihr ein Ende. Konstantinopel hat einen rauhen Winter, im Sommer aber eine feuchte und warme Luft; Aegypten hingegen hat einen sehr heißen und trocknen Som-

mer, aber einen sehr gelinden und feuchten Winter.

Nicht alle Jahre wüthet die Pest in Aegypten, sondern gemeiniglich aller vier oder fünf Jahre. Zu Kairo richtet sie die größten Verheerungen an. Der Glaube an die Vorherbestimmung, das enge Zusammenwohnen der Kairiner, die Vernachlässigung aller Vorkehrungsmittel, und die geringe Vorsicht, die die Menschen anwenden, sind die vorzüglichsten Ursachen der Fortdauer und der Ausbreitung dieser Seuche.

Bei den Franken kommt sie nie zum Ausbruch. Sobald sich die gewissen Zeichen der Pest äußern, schließen sie sich mit den Ihrigen in ihre Quartiere ein; aller Handel stockt, und die Verbindung mit der Stadt wird gänzlich aufgehoben. Ihre arabischen Bedienten, die in der Stadt wohnen, bringen ihnen täglich ihre Lebensmittel und das, was sie brauchen, ans Haus. Alles dieses wird entweder durch eine Oeffnung in der Thür in einem Wassertrog geworfen, oder mit eisernen Zangen angegriffen, und in eine Butte mit Wasser getaucht, wodurch es die Ansteckbarkeit verliert und

ohne

ohne Gefahr gegessen werden kann. Die Mahomedaner hingegen sterben haufenweise in ihren Häusern, auf öffentlichen Plätzen und auf den Gassen. Unaufhörlich dauern die Leichenzüge fort, und die Klageweiber erfüllen mit ihrem Geheule die Luft. Savary sagt, daß zu Kairo manchmal drei mal hundert tausend Menschen sterben, welches wohl etwas übertrieben seyn mag. Sobald der Nordwind am Ende des Mais herrschend wird, hört die Pest auf; vielleicht träget aber auch die große Hitze und der Thau, der in dieser Jahreszeit fällt, sehr viel zur Hemmung derselben bei.

Die Augenkrankheiten sind ein gemeines Uebel in Aegypten. Unter hundert Personen, die Volney begegneten, fand er gewöhnlich zwanzig Blinde, zehn Einäugige und zwanzig mit rothen und triefenden Augen. In Kairo soll der vierte Theil der Einwohner mit dieser Plage behaftet seyn. Eben so häufig ist sie unter den Bauern in Niederägypten. Die Beduinen sind frei davon. Die Fremden leiden selten an diesem Uebel. Der Grund dieser Krankheit soll vorzüglich in der feuchten, warmen, mit salzichten Theilchen geschwängerten

Luft, in den schlechten Nahrungsmitteln und in den dadurch verdorbenen Säften des gemeinen Volkes, in den Gewohnheiten der Aegypter, unter freiem Himmel dem Nachtthaue ausgesetzt zu schlafen, sich wöchentlich den Kopf zu scheren und ihn außerordentlich warm zu halten, wodurch die Feuchtigkeiten daselbst angehäuft werden, liegen. Auch vermehrt die schlechte Behandlung der Patienten die Anzahl der Augenkranken. In dem großen Hospitale zu Kairo finden allein acht tausend solcher Unglücklichen Unterhalt und Pflege.

Im Junius und Julius zeigt sich fast allgemein alle Jahre ein gewisser Hautausschlag, wodurch sich die Natur selbst hilft und den Körper von unreinen Säften reinigt, die sich im April, wenn das Nilwasser verdorben ist, darin angesetzt haben.

In der kühlen Jahreszeit sind Erkältungen sehr gewöhnlich und auch gefährlich; besonders gerathen Fremde in große Gefahr, wenn sie einer solchen abwechselnden Witterung nicht gewohnt sind. Daß die Pocken, Fleckfieber und der Bandwurm häufiger und bösartiger in Aegypten sind,

liegt nicht sowohl an dem Klima, als an der Unreinlichkeit und schlechten Nahrung des Volks. Hierzu kommt auch noch die Unwissenheit der Aerzte, die lauter elende Quacksalber sind.

Das alte Aegypten war noch weit gesünder als das neue, weil es mit einer großen Menge von Kanälen durchschnitten war, die nicht wie heutiges Tages verschlemmt waren, und weil es weit thätigere und einsichtsvollere Einwohner besaß, die nicht, wie die Mahomedaner, alle Uebel und Plagen für unvermeidliche Schickungen des Weltregenten ansahen, gegen welche der Gebrauch aller Hülfsmittel vergeblich sey.

Der Nil ist der einzige Fluß, welcher Aegypten und zwar seiner ganzen Länge nach durchströmt. Kein Fluß, weder in alten noch in neuern Zeiten, hat eine solche Berühmtheit erlangt, als dieser. Seine jährlichen Ueberschwemmungen machten ihn einst zum Wunder der Welt. Seine Quellen waren unbekannt, aber immer strebte menschliche Forschgier dahin, sie zu entdecken, und dort die Ursache seiner Wassermasse im Sommer auszuspüren. Die Alten verehrten ihn heilig, und noch

jetzt beten manche ihn an seinen Quellen an. Und warum sollte er auch nicht die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen, da ihm Aegypten in allen Zeiten seinen Wohlstand, seine Berühmtheit und vielleicht auch seine frühere Kultur verdankt?

Man hat sich immer Mühe gegeben, den Ursprung des Nils aufzusuchen. Der Ritter Bruce, ein Schottländer, entdeckte endlich im Jahre 1770 im November bei dem Dorfe Gisch, in dem abyssinischen Gebiete Sacala, im Lande der Agows, dessen Ursprung, und hat ihn, seiner Angabe nach, genau bestimmt. Er entspringt aus mehrern sehr wasserreichen Quellen, unter dem 20° 59′ 20″ nördlicher Breite, und unter dem 36° 55′ 30″ westlicher Länge von Greenwich. Die Mondberge findet er in einer dortigen dreifachen Gebirgskette, die Amidamidberge genannt, wovon eine immer hinter der andern liegt, indem sie gleichsam concentrische Zirkel bilden. In dem Kessel dieser Gebirge entspringt der Nil, der sich bald durch eine Menge Wasser verstärkt. Ehe er nach Aegypten kommt, nimmt er zwei große Flüsse,

den Bahrel Abiad und weiter hinunter den Takazè auf. Nachdem er den Takazè aufgenommen hat, wendet er sich gerade gegen Norden bis nach dem alten Napata, welches nur drei Tagereisen von dem rothen Meere entfernt ist. Hier versperren ihm hohe Gebirge den Weg, und zwingen ihn, eine entgegengesetzte Richtung in seinem Laufe anzunehmen, erst südwestlich, dann westlich, darauf nordwestlich und endlich nordöstlich, bis er ungefähr bei Ibrim zwischen dem ägyptischen und dem großen nubischen Wasserfalle seine nördliche Richtung bekommt, die er auch nach seinem Eintritte in Aegypten mit einer geringern Neigung, anfangs gegen Westen und dann nach Osten, bis an seine Mündung beibehält. In vielen Krümmungen strömt er durch ganz Aegypten hin. Er ist breit, aber ruhig, und theilt sich unterhalb Kairo beim Dorfe Daraue in zwei Hauptarme, welche das Delta oder das eigentliche Niederägypten bilden. Beide ergießen sich in das mittelländische Meer, der eine östlich unterhalb Damiat, der andere westlich unterhalb Raschid.

Was aber unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich ziehen muß, ist die jährliche Ueberschwemmung Aegyptens durch den Nil, weil davon alle Größe und aller Wohlstand, ja das Seyn dieses Landes abhängt. Die Alten hatten unrichtige Meinungen von dem Anschwellen des Nils, aber schon Agatharchides aus Knidus schrieb dasselbe dem häufigen Regen in Aethiopien zu. Heut zu Tage herrscht in Aegypten, sowohl unter den Türken als unter den Kopten, der Aberglaube, daß in der Nacht zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Juni in Abyssinien der Tropfen Nokka falle, der die Gährung und das Anschwellen des Nils verursache. Die Weiber setzen in dieser Nacht etwas Mehlteig auf die Dächer ihrer Häuser. Wird der Teig die Nacht über schwerer, so schließen sie daraus, daß der Tropfen gefallen sey, und verkündigen ein mehr oder weniger fruchtbares Jahr, je nachdem der Teig mehr oder weniger an Gewicht zugenommen hat.

In neuern Zeiten hat man die Ursache dieser jährlichen Ergießung des Nils ganz außer Zweifel gesetzt. In dem heißen Erdgürtel giebt es nur

zwei Jahreszeiten, die nasse und die trockene. Die nasse Jahreszeit fängt in allen Ländern, die zwischen dem 1 bis 20° nördlicher Breite liegen, im April an, und dauert unter fast unaufhörlichen Regengüssen bis in den September oder Oktober fort. Im April verlieren alle Flüsse in Anchara, Begemder und Lasta ihre Farbe, laufen an, und fallen an verschiedenen Stellen in den Nil. Dieser Fluß preßt sich hernach vermöge seines Fallwinkels durch den stehenden See Tzana, ohne sich mit ihm zu vermischen. Zu Anfange des Mais ergießen sich aber einige hundert Flüsse aus Gongam, Damot, Maitscha und Dambra in diesen See, der vorher durch die heftige Ausdünstung ganz niedrig geworden war, sich aber nunmehro merklich anfüllt, und dem Nil eine große Menge Wasser zollt. Zu Anfange des Juni, wenn die Sonne über Abyssinien hinaus ist, sind alle Flüsse vollufrig, und dies ist die heftigste Regenzeit in Habesch. Diesen Regen sammeln die vier großen Flüsse, der Mareb, der Bowiha, der Tacazè und der Nil in Habesch. Indessen würden alle diese Hauptflüsse nebst den in sie hineinfallenden

kleinern Flüssen verschluckt werden, und durch die brennenden Wüsten nicht bis nach Aegypten gelangen können, wenn der weiße Fluß nicht wäre, der in einem Lande entspringt, wo es beinahe stets regnet, und der dem Nil eine nie versiegende Menge Wassers zuführt.

Die Wirkung der nassen Jahreszeit äußert bald ihren Einfluß auf den Nil in Aegypten dadurch, daß der Fluß nicht weiter fällt, sondern seinen niedrigsten Stand eine Zeitlang beibehält; das Wasser wird alsdann trübe und geht in eine Art von Fäulniß über. Gemeiniglich im April fängt der Nil fast unmerklich an zu steigen, denn die Zeit seines Aufschwellens und seiner Ergießung fällt nicht alle Jahre genau in denselben Zeitpunkt. Zu Ende des Aprils wird eine authentische Urkunde über die Tiefe des Flusses ausgefertigt. Diese bemerkt man an dem Nilmesser (Mekias) *), der

*) Schon in den ältesten Zeiten bediente man sich des Nilmessers. Der alte stand gegenüber im Nil. Im Jahr 718 nach Christi Geburt stürzte er ein, und der Kalif Solimann Abdelmelek ließ einen neuen Nilmesser zwischen Fostat und Dschse

auch zugleich zur Bestimmung seiner Höhe dient. Die Höhe des Wassers am Mekias beträgt, wenn der Nil am niedrigsten ist, gewöhnlich vier bis fünf Dra oder ägyptische Ellen, manchmal auch nur ein oder zwei Dra.

Den ganzen Mai hindurch wächst der Nil täglich um ein geringes, und in der Mitte des

im Nil errichten. Auch dieser stürzte 148 Jahre nachher um, und seine Stelle wurde auf Befehl des Kalifen *Motahwackel* mit einem andern ersetzt, der noch heutiges Tages in einem mit dem Nil in Verbindung stehenden Bassin, auf der Insel Rodda, zwischen Fostat oder Altkairo und Dsyse steht. Dieser Nilmesser ist in vier und zwanzig Dra, und jeder Dra wieder in vier und zwanzig Zoll eingetheilt. Um den Mekias herum ist ein Gebäude, in welchem sich die Aufseher so lange aufhalten, als der Nil im Steigen ist. Auch schon bei den Alten waren Leute angestellt, die diesen Nilmesser beobachten mußten. Stets mußten sie Bericht erstatten, wenn und um wieviel Ellen und Zoll der Nil täglich gestiegen, oder nach der stärksten Ueberschwemmung wieder gefallen sey.

Junius ist sein Bette wieder völlig gefüllt. Gegen das Ende dieses Monats zeigt der Nilmesser auf der Insel Rodda acht bis neun Dra, und am neun und zwanzigsten wird seine Höhe wieder untersucht, und dieselbe von nun an täglich Morgens und Abends in Kairo bekannt gemacht. Der Schech, der die Aufsicht über den Mekias hat, geht allein zur Säule, und bemerkt die Höhe des Stroms. Der Ausrufer, der diese Nachricht nach Kairo bringt, begiebt sich zuerst auf das Schloß zum Pascha, und meldet sie unter seinen Fenstern oder in seinem Divan. Alsdann läuft er durch die Hauptstraßen der Stadt und wiederholt seinen Ausruf, und durch Haufen von Knaben wird diese Neuigkeit sogleich der ganzen Stadt kund gemacht.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist nun auf den Strom gerichtet. Steigt er schnell, und entspricht also den Wünschen und Erwarten des Volks, so ist voller Jubel und Freude; ist aber sein Wachsthum unbeträchtlich, oder fällt er gar wieder, so herrscht überall Niedergeschlagenheit und Traurigkeit. Denn da die ganze Fruchtbarkeit Aegyptens

von der Ueberschwemmung abhängt, so kann man gleich auf den Ueberfluß oder die Theurung des Getraides im künftigen Jahre schließen.

Das Wachsen des Flusses geschieht nicht immer ganz gleichmäßig; oft nimmt er in mehreren Tagen nur wenige Zoll, und manchmal in einer Nacht mehrere Dra zu. Doch steigt er gemeiniglich vom fünf und zwanzigsten Juli bis zum achtzehnten August sechszehn Dra hoch. Um das ungeduldige Volk bei guter Laune zu erhalten und dem Kornwucher zu steuern, läßt der Divan manchmal falsche Nachrichten von der Höhe des Nils ausbreiten. Ist der Nil sechszehn Dra hoch gestiegen, so wird darüber in Gegenwart des Pascha eine zweite Urkunde ausgefertigt. Die Pächter müssen nunmehro ihre Pachtgelder für das künftige Jahr abtragen und ein Drittheil derselben voraus bezahlen. Erreicht der Nil aber diese Höhe gar nicht, so sind sie frei von Abgaben. Der Damm des Kanals zu Kairo wird mit großer Feierlichkeit durchstochen; Freude und Festlichkeiten herrschen alsdann durchs ganze Land, besonders aber in der

Hauptstadt, wo man mehrere Tage lang glänzende Gastmähler feiert.

Die Höhe, welche der Nil erreicht, und die Zeit, welche er über dem Lande steht, ist verschieden. Die für das Land vortheilhafteste Ueberschwemmung ist eine Höhe von zwei und zwanzig bis drei und zwanzig Dra. Achtzehn Dra geben ein mittelmäßiges Jahr, und sechszehn und darunter ein sehr schlechtes, weil alsdann die wenigsten Felder gewässert werden können. Vier und zwanzig Dra sind eben so nachtheilig, weil alsdann die Felder zu lange unter Wasser stehen, und die Bestellung derselben verspätet wird.

Der Nil erreicht nicht an allen Orten und zu gleicher Zeit einerlei Höhe. In Niederägypten, wo er sich über eine große Ebene verbreitet, wächst er nie so hoch als in Kairo. In manchen Gegenden Oberägyptens steigt er noch höher, weil die Nähe der Berge seine Wassermasse, die noch nicht durch die vielen Kanäle geschwächt ist, zusammendrängt. Nahe an seinem Ausflusse ins Meer wächst er nur einige Dra, und die Gegenden um Damiat und Raschid müssen meistentheils, so wie viele

andere hochliegende Felder in Oberägypten, durch persische Räder und andere Wasserwerke gewässert werden.

Die Zeit der Ueberschwemmung dauert gemeiniglich vom Ausgange des Juli an bis in den Oktober oder den Anfang des Novembers. Manchmal wird der Nil auch erst im August in die Kanäle vertheilt, und überschwemmt das Land nur bis in den September, das er durch den Schlamm, den seine Fluthen mit sich führen, befruchtet. Die Felder trocknen erst im November wieder ganz ab. Zu Kairo erreicht gegenwärtig der Nil seine größte Höhe zwischen dem acht und zwanzigsten Juli und neunzehnten September. Gegen das Ende des Oktobers fällt in Habesch noch ein starker Regen drei Wochen lang, der den Nil bisweilen wieder im December anschwillt, nachdem er schon zu fallen angefangen hatte.

Hatte der Nil bei den Alten eine Höhe von funfzehn bis sechszehn Ellen erreicht, so ließ man ihn auf die Felder laufen, wo sein Wasser vierzig, höchstens sechszig Tage lang stehen blieb. Nach Ablauf desselben warf man, ohne zu pflügen, das

Getraide aus, ließ es vom Vieh eintreten, und erntete nach vier oder fünf Monaten.

Zur Zeit der Ueberschwemmung gleicht ganz Niederägypten einem See. Nur Bäume, Hügel, Städte und Dörfer, die alle in diesem Lande auf Anhöhen liegen, ragen aus dem Wasser hervor, und gewähren den Anblick einer großen Inselgruppe.

Da alle Fruchtbarkeit des Landes auf dem Nil beruht, so hat man schon von den ältesten Zeiten her sich alle Mühe gegeben, seine Ueberschwemmung weit in Aegypten herum zu verbreiten. Die ältesten Beherrscher dieses Landes wiesen dem Nil, der anfangs viel weiter gegen Westen durch die lybische Wüste strömte, ein anderes Bette an, und nöthigten ihn, durch das Delta zu laufen; sie führten hohe und starke Dämme auf, um die Gefahr einer zu hohen Ueberschwemmung für Städte und Felder zu verringern; sie legten kostbare Wasserleitungen an, um das Wasser selbst in solche von der Natur zur Einöde verdammte Gegenden zu führen. Auf diese Weise verwandelten sie einen Theil der lybischen Wüste in fruchtbares Land,

das große Städte verschönerten. Sie gruben ungeheuere Wasserbehälter oder vielmehr Landseen, in welchen sie bei hohem Wasser einen großen Vorrath davon sammelten, um denselben zu gewissen Zeiten über nahe und ferne Gegenden zu verbreiten; sie zogen von einem Ende Aegyptens bis zum andern eine ungeheure Menge von großen und kleinen Kanälen, die dazu dienten, die höhern und fern vom Nil gelegenen Fluren zu bewässern. Tourtechot giebt über neunzig große Kanäle an, nämlich vierzig in Oberägypten, dreizehn, die nach den östlichen, und eilf, die nach den westlichen Provinzen fließen, und acht und zwanzig im Delta. Alle diese Kanäle haben drei bis vier Monate Wasser, nachher trocknen sie aus. Mäßige Ueberschwemmungen mußten dadurch allein schon mehr Land unter Wasser setzen, als sonst die größten. Man wandte in alten Zeiten alle Mühe an, die Kanäle rein zu erhalten und nicht verschlemmen zu lassen. Selbst die arabischen Kalifen und die Mamelucken, so despotisch sie auch herrschten, waren darin für den Wohlstand des Landes nicht unbesorgt. Als aber Aegypten unter die zerstörende

Tyrannei der Ottomannen fiel, so wurde alles, was Gesundheit und Ueberfluß verschaffen konnte, vernachlässigt und vernichtet. Die Kanäle und die Landseen, welche über ganz Niederägypten Fruchtbarkeit verbreiteten, sind jetzt größtentheils ausgetrocknet oder so seicht geworden, daß sie nur bei der größten Ueberschwemmung mit Wasser angefüllt werden, und die jetzt noch übrigen sind nur vielleicht deswegen noch erhalten worden, weil sie zur Erhaltung der wenigen Bewohner ganz unentbehrlich sind.

Die Kanäle, die alle von dem Ufer des Nils in das Land einwärts laufen, werden gegen die Zeit hin, wo der Fluß wächst, gereinigt und nach dem Flusse zu mit einem Damme versehen, um demselben Zeit zu seiner ordentlichen Größe zu lassen. Das Durchstechen der Dämme steht nicht in der Willkühr der Städte und Dörfer, sondern schon von den frühesten Zeiten her hat man gesetzliche Einrichtungen deswegen getroffen, weil sonst nach der Verschiedenheit der Höhe des Erdreichs eine Gegend zu viel, die andere zu wenig Wasser bekommen würde. Die Oeffnung der

Schleu-

Schleusen geschah bei den Alten zuerst in Ober- und hernach in Niederägypten, und zwar auf öffentlichen Befehl. Man hatte deshalb zu Memphis, Syene und an andern Orten Nilmesser errichtet, wozu auch einige Sphinxe mit ihrem Löwenkörper und Jungfrauenhaupte, wodurch man ohne Zweifel das Anschwellen des Nils bei dem Eintritt der Sonne in die Zeichen des Löwen und der Jungfrau andeuten wollte, gehörten. Von diesen Sphinxen sind noch einige vorhanden, aber man kann nur ihren Hals und Kopf noch sehen, weil der übrige Theil des Körpers mit Sand bedeckt ist.

Die Eröffnung der Kanäle geschieht jetzt auch noch zu einer fest bestimmten Zeit, die in den öffentlichen Registerbüchern, die darüber abgefaßt sind, aufs genaueste nach Tag und Stunden vorgeschrieben ist, und die nach der Wasserhöhe festgesetzt wird. Jede Provinz, in deren Bezirke solche Kanäle befindlich sind, hat darüber eine rechtsgültige von der Regierung ausgefertigte Urkunde in Verwahrung. Ist die Ueberschwemmung mittelmäßig oder schlecht, so hält man sehr streng und eifersüchtig auf die Beobachtung dieser Zeit. Es ent-

stehen bei solchen Gelegenheiten nicht selten blutige Händel zwischen den Bewohnern der nächsten Orte. Ist aber die Ueberschwemmung hoch genug, so sieht man nicht genau auf die pünktliche Erfüllung dieser Anordnung, weil alsdann die Gefahr für die Nachbarschaft geringer ist, wenn eine Gegend ihre Kanäle etwas früher durchsticht und ihre Felder bewässert. Schon von den ältesten Zeiten her war die Einrichtung getroffen, daß die Einwohner zu der Zeit, wenn der Nil seine ganze Höhe erreicht hat, willkührlich über den Fluß und die Kanäle schalten konnten; in Oberägypten war dazu der funfzehnte und in Niederägypten der vier und zwanzigste September festgesetzt.

Die Aegypter haben verschiedene Arten, das Wasser in die Höhe zu leiten, wo der Nil nicht viel niedriger als die Oberfläche des Landes ist. Zu Raschid und Damiat macht man ein Loch, und setzt in dasselbe ein Rad, das rund herum mit Eimern, worin sich das Wasser fängt, versehen ist; dreht sich nun das Rad herum, so gießen die obersten Eimer das Wasser in einen Trog, der zu dieser Absicht gemacht ist. Wo das Wasser so tief

ist, daß es auf diese Art nicht in die Höhe getrieben werden kann, legt man um das Rad ein Seil herum, das bis in das Wasser reicht. An dieses binden sie irdene Gefäße, die mit Wasser angefüllt werden, wenn das Rad herum geht, welches von Ochsen gezogen wird, und das Wasser, wenn sie in die Höhe kommen, auf gleiche Art ausgießen. Wo die Ufer hoch sind, ist die gemeinste Art diese: Man macht an die Seiten ein Becken, richtet einen Baum auf, der oben gabelförmig ist, und legt einen andern dazwischen, woran man eine Stange macht, die unten nach dem Wasser zu einen ledernen Wassereimer hat. Ferner wird an das andere Ende des Querbalkens ein Stein angebunden, und es lenkt jemand den Eimer in das Wasser, der von dem Gewichte in die Höhe gehoben und von Leuten nach dem Becken gezogen wird, um das Wasser auszuschütten. Von da läuft es in andere Becken, aus welchen es eben so in die Höhe gezogen wird.

Eine andere und zwar die gebräuchlichste Art, das Wasser aus den Kanälen in die Höhe zu ziehen, ist ein Seil, an dessen beiden Enden Eimer

angebunden sind. Bei jedem Seile befindet sich ein Mann, der den Eimer in das Wasser läßt, und wenn er die Seile fest anzieht, denselben in einen kleinen Kanal in die Höhe zieht, in welchen er sich ausgießt, und wo er auf das Land geleitet wird.

Der Nil hat für Aegypten auch den Vortheil, daß die Bewohner desselben auf ihm die Landesprodukte von einem Orte zum andern bringen können, wozu auch die Kanäle dienen. Auf dem Flusse stellt man Reisen in entfernte Gegenden an, die man sonst nicht ohne die größte Gefahr, von Räubern und Barbaren angefallen zu werden, wagen könnte. Am schnellsten geht die Schiffarth zur Zeit der Ueberschwemmung, wenn ein starker Nordwind weht; alsdann kann man in wenig Tagen von der äußersten Spitze des Delta bis an den ersten Wasserfall gelangen. Noch schneller geht die Rückreise mit Hülfe des reißenden Stroms. Auch dadurch ist der Nil ein großer Gewinn für Aegypten, daß er sehr viel Fische enthält. Das Seepferd war einst auch unter den Katarakten. Krokodille sieht man jetzt unterhalb Kairo nicht mehr, und aus dem mit-

telländischen Meere steigen zu gewissen Jahreszeiten Delphine den Nil hinauf.

Den Aegyptern wird dieser Strom aber noch dadurch unentbehrlicher, weil es ihr einziges Trinkwasser ist. Es vereinigt Wohlgeschmack mit Gesundheit, worauf man in einem so heißen Lande vorzüglich sehen muß. Man kann jederzeit ohne alle Beschwerde die größte Menge davon genießen; es ist sehr leicht, verdunstet schnell, und hat einen solchen angenehmen Geschmack, daß die Aegypter im Auslande nichts so sehr vermissen als ihren Niltrank. Man bewahrt das Wasser in großen irdenen Gefäßen auf, worin es außerordentlich kühl und erfrischend bleibt. Ist der Strom auch noch so trübe, so weiß man doch sein Wasser mit leichter Mühe und in kurzer Zeit dadurch hell und klar zu machen, daß man das Gefäß inwendig mit bittern Mandeln reibt, oder solche zerstoßen ins Wasser wirft und dasselbe eine Zeitlang heftig bewegt, wodurch sich die fremden Bestandtheile auf den Boden des Gefäßes setzen. Wenn der Nil zu steigen anfängt, soll aber das Wasser, wie Pococke behauptet, purgiren.

Wenn der Nil niedrig ist, so wird seine Oberfläche mit einem vielfarbigen Schleim überzogen. Die Luft macht alsdann selbst das Silber schwarz. Der Fluß sieht röthlich und endlich grünlich aus. Das Wasser bleibt so lange röthlich, bis sich die Gewalt des Stroms im December und Januar vermindert. Bruce leitet die Röthe des Flusses von den stehenden Seen in Habesch her, deren Wasser der Nil mit sich führt. Nach Pococke hat der Nil in den Monaten, wo er klein ist, und schon im Januar eine gelbliche Farbe, die man noch eine Strecke weit in dem Meere gewahr wird.

Fast alles Wasser in ganz Aegypten kommt vom Nil. Im ganzen Lande sind nur einige Quellen süßen Trinkwassers; doch soll man durch graben süßes Wasser längs dem Nil und auch am Meere finden. Alle andere Brunnen in Aegypten enthalten bitteres oder salziges Wasser, das kaum zum Wässern der Felder und zum Tränken des Viehes brauchbar ist. Regenwasser ist nirgends in Aegypten anzutreffen, ausgenommen nahe an den Küsten des mittelländischen Meeres. In Alexan-

drien sammelt man den Regen zum Trinken, weil der vom Nil hingezogene Kanal öfters versiegt. Das Regenwasser aber hält keine Vergleichung der Güte mit jenem des Stromes aus.

Bei Dsische, nicht weit von Kairo, fand Niebuhr den Nil zwei tausend neun hundert sechs und vierzig, bei Raschid sechs hundert und funfzig, und bei Damiat nicht viel über hundert Fuß breit. In manchen Gegenden von Oberägypten ist die Breite eben so groß, wo nicht noch größer, als bei Dsische, doch höher hinauf, gegen den Wasserfall zu, ist sie viel geringer.

Der Nil bildet auf seinem Laufe durch Aegypten eine Menge Inseln, deren Anzahl Tourtechot auf hundert und funfzig angiebt, wovon er hundert auf Oberägypten, vom Wasserfalle bis an die südlichste Spitze des Delta rechnet; zwanzig liegen in dem Arme, der von da nach Damiat, und dreißig in dem andern Arme, der nach Raschid geht. Alle diese Inseln sind jetzt unbewohnt, und werden nur als Viehweiden gebraucht. Viele sind jetzt noch wegen der prächtigen Trümmer der Städte, Palläste und Tempel berühmt, die ehemals hier prangten.

Der Nilschlamm erhöht jährlich das Erdreich, das er überschwemmt. Diesen Zusatz schätzt Shaw, nach seinen Versuchen über den Schlamm, den das Nilwasser mit sich führt, in einem Jahrhundert auf dreizehn Zoll. Der Nil muß daher um ein beträchtliches höher steigen, als ehemals, um das Land zu überschwemmen. Er setzt auch Landstücke an, wie man aus den vielen Inseln sehen kann. An denjenigen von seinen Ausflüssen, wo der Zug des Meeres nicht allzustark auf ihn wirkt, füllt er das Land allmählig aus und vermehrt das feste Land.

Seen hat sowohl die Natur als die Kunst in Aegypten gebildet. Der Kunstfleiß seiner Bewohner ergriff jedes Mittel, das auf die Fruchtbarmachung des Bodens abzielte. Man hat daher neue Seen gegraben, andere erweitert, und wieder andere durch Kanäle mit dem Nil verbunden. Mehrere aber, die bei den Alten sehr berühmt waren, sind jetzt theils ausgetrocknet, theils gänzlich ohne Zurücklassung jeder Spur verschwunden.

Die Oberfläche des Bodens besteht im allgemeinen aus einem unfruchtbaren, röthlichen und

feinen Sande, mit welchem die großen lybischen Wüsten, die öden Gegenden im Osten und Westen des Delta, die westlichen Gebirge auf ihrem ganzen Abhange, die Ebenen zwischen den Bergen auf der Ostseite, die Küsten am mittelländischen Meere, und selbst manche am Nil gelegene unangebauete Strecken in Oberägypten bedeckt sind. Mitten in diesen Sandfeldern liegt das fruchtbare, schmale Nilthal und die schöne und gartenähnliche Insel von Niederägypten. Ihr Erdreich, das eine schwärzliche Farbe hat, ist ganz verschieden. Die Bestandtheile desselben sind eine fette, lockere Thonerde, und ein leichter Sand, mit einer großen Menge von Salpeter, Natrum und gemeinen Kochsalze geschwängert. Die Thonerde verdankt das Land dem jährlichen zurückbleibenden Nilschlamme. Den Sand führen die Winde in großer Menge von den westlichen Gebirgen und aus dem obern Afrika herbei, und die Salztheile sind allenthalben im Boden verbreitet.

Gleichwohl würde der Boden Aegyptens bei dieser vortheilhaften Mischung unter einem regenlosen Himmel völlig unfruchtbar seyn, wenn nicht

die jährliche Ueberschwemmung des Nils den Regen ersetzte. Der fruchtbare Schlamm, den der Fluß mit sich führt, soll von der großen Menge Schilfrohr herrühren, das während der Regenzeit auf den ungeheuern sumpfigen Ebenen zwischen Habesch und Nubien aufschießt, und der nach der Abtrocknung des Wassers allen Verkehr verhindert, weshalb ihn die Einwohner in Brand stecken, und wovon die Asche beim folgenden Aufschwellen des Nils mit fortgeführt wird.

Der Boden ist unter solchen Umständen an Produkten von mancherlei Art sehr ergiebig; daß man aber die übermäßige Fruchtbarkeit der Felder durch Sand mildern müsse, ist falsch. Diese Behauptung mag aber davon herrühren, daß die Einwohner in manchen Gegenden am Nil, wo der Boden leimichter und von der Sonne mehr verhärtet ist, Sand und Taubenmist in die Furchen führen, worin Kürbis-, Melonen- und Gurkenkerne gelegt werden sollen, damit die zarten Keime dieser Pflanzen darin desto besser Wurzel schlagen können. Die doppelten und dreifachen Ernten sind so zu verstehen, daß in vielen Gegenden nach der Ge-

traidernte, als der einzigen Haupternte, die Felder noch mit Melonen, Gurken, Salat, Sesam und andern Gewächsen bestellt werden, die noch vor der nächsten Ueberschwemmung zeitigen.

In Aegypten braucht man die Getraidefelder weder zu düngen noch brach liegen zu lassen; der Ackerbau ist daher weniger mühsam als in Europa, und man erhält verhältnißmäßig dennoch reichere Ernten. Man hat auch nichts von Regen und Schloßen zu besorgen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist aber nach seiner Lage sehr verschieden. Das Nilthal und das Delta ist der fruchtbarste Theil. Aegypten erzeugt aber bei weitem nicht so viel Getraide mehr als in ältern Zeiten. Unter dem Kaiser Augustus rechnete man bei einer weit größern Volksmenge die Kornausfuhr dieses Landes auf zwanzig Millionen römischer Scheffel. Gegenwärtig mag der Reis und das Getraide, das man nach Arabien, Syrien, Konstantinopel und andere türkische Provinzen ausführt, kaum die Hälfte dieser Summe betragen. Davon liegt aber auch ein Grund mit darin, daß mehrere große, ehemals fruchtbare

Distrikte versandet sind und öde liegen, und daß selbst viele urbare Felder in guten Lagen aus Nachlässigkeit ungebauet stehen. Aber nicht der Boden, der gewiß noch eben so fruchtbar ist, als in alten Zeiten, sondern die jetzige tyrannische Regierung ist Schuld an dem verhältnißmäßig geringen Anbau von Aegypten.

Die Gebirge an den beiden Seiten des Nils sind ihrer äußerlichen und innerlichen Beschaffenheit nach sehr von einander unterschieden. Die Berge an der Ostseite sind hohe und steile Felsenmassen, die größtentheils von allen Bäumen und Pflanzen entblößt sind. Von ihren meist unzugänglichen Gipfeln genießt man die herrlichsten Aussichten auf die romantischen Gegenden am Nil. Mönche und Einsiedler haben schon früh diese Felsen zu ihrem Wohnsitze gewählt: mehrere tausend Klausen, Kapellen, Grotten finden sich noch auf der Spitze und an den Seiten dieses Gebirges seiner ganzen Länge nach. Das Gebirge bildet eine zusammenhängende Kette, wo man nur an einigen Orten einen schmalen Durchgang hat, z. B. bei Bajad und bei Kift. Dies letztere ist das alte

Koptus, von welchem auch vor Alters zum Besten des Handels eine Heerstraße bis nach Berenice gezogen war; sie lief südostwärts durch die thebaische Wüste, und war zwölf Tagereisen lang. Eine andere Straße aber, die von eben dieser Oeffnung gerade ostwärts nach Kosseir geht, wird jetzt manchmal von den kleinen Karavanen und herumziehenden Beduinen bereist.

Einen ganz andern Anblick gewähren die Berge auf der Westseite des Nils. Sie sind weit niedriger, und bieten eine große Abwechselung von Thälern und Hügeln an, die aber ganz mit Sand bedeckt sind. Sie erstrecken sich weit gegen Abend, hinter ihnen liegen die ungeheuern lybischen Sandwüsten, und mitten in diesen die Oasen, zu denen ehemals über das Gebirge verschiedene zum Theil mit Dörfern und Pflanzungen versehene Wasser führten. Noch jetzt nehmen die nubischen und habessinischen Karavanen, von Siut oder Dschirdsche aus, ihren Weg über diese Berge und durch die Wüsten.

Von diesen beiden Gebirgsketten unterscheidet sich sehr jene Reihe von Gebirgen, die sich längs

dem rothen Meere hin erstreckt, und die unter dem Namen des Gebirges Colsum bekannt ist. Zwischen diesem und dem östlichen Nilgebirge sind noch viele Berge, welche hin und wieder mit öden, bald sandigen, bald steinichten Ebenen abwechselnd, die ganze thebanische Wüste anfüllen. Sie sind meistens nackend, aber sehr mineralreich.

Die Anzahl der Einwohner in dem heutigen Aegypten hat sich sehr vermindert. Die schlechte Regierung, innere Uneinigkeiten, Bedrückungen aller Art und die Pest entvölkern Aegypten immer mehr und mehr. In der Bestimmung der Volkszahl herrscht bei den neuern Schriftstellern eine große Verschiedenheit, weil man keine Sterbelisten in Aegypten hält. Am wahrscheinlichsten verfährt man, wenn man die gegenwärtige Volkszahl von Aegypten auf ungefähr drei Millionen schätzt, (eine Zahl, die in alten Zeiten doppelt so viel ausmachte). Denn rafft auch die Pest und die steten Kämpfe der Beys, und ihre Mißhandlungen der Bewohner, eine große Menge weg, so wandert doch wiederum aus andern Ländern eine große Menge ein.

Die ältesten Einwohner Aegyptens, die fast allen Umgang mit andern Nationen vermieden, waren abergläubisch, stolz, von sich, von ihren Erfindungen und von ihren Kunstwerken eingenommen, und grausam gegen alle fremde Ankömmlinge. Als sie aber mit den Griechen und den Römern bekannt wurden, verfeinerten sich ihre Sitten, und sie wurden gastfreundschaftlicher. Die alten Geschichtschreiber rechnen Stolz, Rachsucht, Hang zu heftigen Leidenschaften, Feigheit und Wankelmuth zu den Hauptcharakterzügen der Aegypter. Sie scheinen weder den Werth der bürgerlichen noch der politischen Freiheit je gekannt zu haben. Der ungeheuerste Despotismus, sowohl der Könige als der Priester, ermüdete nie ihre sklavische Geduld. Ihre bürgerlichen Unruhen betrafen nicht die Wiedereroberung der Freiheit, sondern sie waren bloß Meutereien und Gährungen, die der Fanatismus erregte. Schon früh wütheten in Aegypten Glaubensverfolgungen. Die Aegypter hatten überhaupt eine melancholische und mürrische Gemüthsart; sie waren aber nüchtern und mäßig, wozu sie ohne Zweifel ihr Klima nöthigte. Ueber-

dies hegten sie eine besondere Ehrfurcht gegen das weibliche Geschlecht, das sie nicht, wie andere Morgenländer, als Sklaven behandelt zu haben scheinen. Sie waren außerordentlich arbeitsam, und thaten es allen andern Völkern heißer Erdstriche an Thätigkeit, Kunstfleiß und Erfindsamkeit zuvor; aber dennoch vernachläßigten sie auch, gleich andern solchen Bewohnern, die Vervollkommnung und Verschönerung ihrer Erfindungen, die sie immer nur bis auf einen gewissen Grad trieben. Von diesen Charakterzügen werden wir mehrere bei den jetzigen Bewohnern Aegyptens wieder finden, die wir in vier Klassen: a) in Kopten, b) Araber, c) Mamelucken, und d) Türken eintheilen wollen. Hierzu kann man noch eine fünfte vermischte Klasse rechnen, die aus Franken, Griechen, Juden und andern asiatischen und afrikanischen Völkern besteht. Der Grund, daß sich in Aegypten ein buntes Gemisch von Nationen findet, ob sich gleich das Urvolk von allen andern Völkern unterschied und den Umgang derselben vermied, muß man in den Revolutionen, die Aegypten von den frühesten Zeiten

her

her erlitt, und in der Fruchtbarkeit seines Bodens und in der Lage seines Landes suchen.

a) Kopten.

Die Kopten hält man für die Nachkommen der alten Einwohner Aegyptens; aber schon bei der Eroberung des Landes durch die Araber bestanden sie aus einem Gemisch von Persern, Griechen, Römern und andern Völkern. Seit dieser Zeit aber haben sie sich fast ohne alle weitere Vermischung mit andern Völkern fortgepflanzt. Sie sind im ganzen Lande zerstreut, leben aber in einem bedrängten und verachteten Zustande. An Bildung, Charakter, Gebräuchen und Religion unterscheiden sie sich sehr von allen andern Einwohnern Aegyptens. Ihre ehemalige Sprache ist jetzt völlig eine todte Sprache worden. In ganz Aegypten rechnet man noch dreißig tausend koptische Familien, die sich aber immer noch vermindern, weil aller Druck auf ihnen liegt, und weil sie durch allerhand Mißhandlungen gequält werden.

b) Araber.

Am zahlreichsten sind die Araber, wovon die ersten im Jahr 640 unter Amrou aus dem Hedschas und andern nahgelegenen Gegenden Arabiens nach Aegypten kamen. In kurzem überschwemmten sie das ganze Land, und setzten sich, als Sieger, allmählig in den Besitz der reichsten Ländereien. Viele der damaligen Einwohner nahmen die Lehre Mahomeds an, und vermischten sich in der Folge mit den Arabern. Dergleichen Einwanderungen geschahen nachher öfterer aus den nordwestlichen Gegenden von Afrika. Diese letztern Araber hießen Mangrebi (Abendländer), und ließen sich in Ober- und Niederägypten, auf dem Lande und in den Städten nieder. Die meisten gaben dem erstern den Vorzug, weil sie an das freie Feld gewöhnt waren, und das Stadtleben verabscheuten. Von diesen Mangrebi unterscheiden sich aber diejenigen, die man noch heut zu Tage unter diesem Namen in Aegypten antrifft.

Von diesen Arabern aus dem Hedschas, von denjenigen aus Afrika und von solchen, die

sich gleich anfänglich zum Mahomedanism bekehrten, stammen die Fellahs (Fellaken) oder Ackerbauer ab, die die erste Gattung der jetzt in Aegypten wohnenden Araber ausmachen. In ihrer Bildung tragen sie noch das Gepräge ihrer Abkunft, aber an Geist und Charakter weichen sie gänzlich von ihren Vorfahren ab; ihr Zustand ist der allerdrückendste und empörendste, und die härteste Sklaverei ist ihr Loos.

Eine andere Gattung von Arabern sind die Bedewi oder Beduinen, die wir schon kennen gelernt haben.

Noch giebt es eine dritte Gattung von Arabern in Oberägypten, die ihre eignen Emirs haben. Sie leben entweder in Städten, und treiben Handwerke und andere bürgerliche Gewerbe, oder auf dem Lande, und treiben Ackerbau. Ein kleiner Theil von ihnen lebt unter Zelten, und nährt sich von Viehzucht. Sie sind dem Großherrn zinsbar, und halten oft Zusammenkünfte unter sich, um ihre Streitigkeiten zu schlichten, oder auch anderer Ursachen wegen. Sie führen aber dennoch oft Krieg mit einander, den die türkische

Regierung anfacht und stets zu unterhalten sucht.

c) Mamlucken.

Mamluck (Memalick) heißt im Arabischen ein Sklav. Schon früh nannte man die Sklaven Mamlucken, die aus den Gegenden am Kaukasus zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere herstammten, und bei den Herren, die sie gekauft hatten, ehrenvolle Hausämter verwalteten, und hernach zu den wichtigsten Staatsbedienungen emporstiegen. Unter dem Sultan Saladin nahm die Sitte, (die zwar vorher schon herrschte) solche Sklaven zu halten, vorzüglich überhand, doch machten diese noch kein besonderes Korps aus. Als aber im dreizehnten Jahrhunderte Dschingiskhan den größten Theil Asiens mit Feuer und Schwerdt verheerte, und eine unglaubliche Menge Menschen als Sklaven wegführte und alle Märkte Asiens damit anfüllte, kaufte der Sultan von Aegypten, Nodschmeddin, der unaufhörlich Krieg führte, zwölf tausend junge Sklaven, die aus Mingreliern, Tscherkassen und Awchassen, größtentheils aber aus

Türken aus dem Kaptschak bestanden, und ließ sie zu Ruda, einer Stadt und Vestung am Meere, in allen kriegerischen Geschicklichkeiten unterrichten, und bildete nachher aus ihnen ein Korps, das zwar schön und brav war, aber auch bald zügellos und rebellisch wurde. Schon unter seinem Nachfolger mischten sie sich in Regierungsangelegenheiten, ermordeten hernach den Sultan Turan Schach, und setzten einen andern Regenten ein. Diese schreckliche und schändliche Mamluckenregierung dauerte vom Jahr 1254 bis auf Selims Eroberung 1517. Die meisten der Sultane, die während dieses Zeitraums regierten, waren vorher Sklaven gewesen.

Die Mamlucken blieben nach Selims Eroberung von Aegypten im Besitz der vier und zwanzig Stadthalterschaften des Landes, die sie auch noch jetzt verwalten. Sie pflanzen sich weniger durch Heirathen fort, denn ihre Kinder sterben meistens schon in der ersten Generation, sondern durch Sklaven, die sie in den Gegenden zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere kaufen, und die man jährlich in die Städte des türkischen Reichs zu

Markte bringt. Selten findet man Pohlen, Russen, Ungarn und andere Franken *) unter ihnen. Man schätzt diese auch lange nicht so hoch als jene. Die Bay's und andere reiche Muselmänner kaufen sie in Kairo, zwingen sie zum Glauben Mahomeds, und lassen sie in der arabischen und türkischen Sprache und in der Kriegskunst unterrichten. Man übt sie unaufhörlich in kriegerischen Evolutionen, damit sie das heiße Klima und den verzehrenden Durst in der Wüste ertragen lernen. Man verwendet große Summen auf sie, und sie machen auch die Stärke ihrer Herren aus, und erhalten bald Hausbedienungen, wenn sie sich durch ein artiges Wesen, durch Muth oder Talente auszeichnen. Durch den Einfluß ihrer Herren gelangen sie hernach zu Staatsämtern, und werden endlich durch die Unterstützung ihrer Patrone oft selbst Beys; denn kein anderer als ein Mamluck kann

*) Unter den Franken begreift man alle christlichen Europäer, deren Anzahl in Aegypten sehr gering ist. Sie halten sich des Handels wegen, oft nur kurze Zeit, in diesem Lande auf, wo sie in Kairo, Alexandrien und Raschid sammt ihren Consuln wohnen.

diese Stelle erhalten. Bei ihrer Gelangung zu öffentlichen Bedienungen, manchmal auch schon früher, dürfen sie sich verheirathen und eigne Sklaven kaufen.

Die Anzahl der Mamlucken läßt sich nicht genau bestimmen. Savary rechnet sie auf acht tausend, und Volney auf acht tausend fünf hundert; andere auf sechs tausend. Sie haben einen großen Einfluß; sie dienen bloß als Reiter, und sie allein führen und entscheiden die Streitigkeiten der Beys. Sie fechten ohne alle Ordnung, und verstehen gar nichts von der Artillerie. Fast alle Macht ruht in ihren Händen; und man muß die Beys, die selbst aus den Mamlucken genommen werden, nebst diesen als die Beherrscher von Aegypten ansehen. Sie sind ihnen treu, weil sie gut gehalten werden, und suchen den Tod derselben, der gemeiniglich gewaltsam ist, zu rächen.

d) Türken.

Die Anzahl der Türken in Aegypten ist gering. Sie sind seit dem Jahre 1517 in diesem

Lande, und dienen jetzt als gemeine Soldaten oder als Offiziere unter den ägyptischen Truppen. Einige gelangen auch zu Staatsämtern, andere halten sich des Handels wegen daselbst auf. Man fürchtet sie wegen ihres übermüthigen Stolzes, und verachtet sie wegen ihres schmutzigen Geitzes.

e) Griechen, Armenier, Syrer, Mangrebinen, Aethiopier und Juden.

Die Griechen waren vor der Ankunft der Araber die herrschende Nation im Lande, und folglich weit zahlreicher, angesehener und mächtiger als jetzt. Man findet nur noch einige in den angesehensten Städten, wo sie Handlung treiben, Manufakturen angelegt haben, und sich im blühenden Wohlstande befinden.

Die Anzahl der Armenier ist noch geringer als jene der Griechen. Die Armenier sind fleißig und reich, treiben Handel und verfertigen Fabrikaturen.

Die Anzahl der syrischen Christen beläuft sich etwa auf fünf hundert. In der ersten Hälfte die-

ses Jahrhunderts ließen sich einige Familien aus Damask in Kairo nieder, wo sie sich durch ihre Bescheidenheit und ihren Fleiß das Zutrauen und die Achtung der Einwohner erwarben. Unter Ali Bey erhielten sie statt der Juden die Pachtung der Zölle und anderer Monopolien, und bekamen dadurch ein großes Uebergewicht im Handel. Sie sind jetzt reich und übermüthig, und ihre Sitten haben sich nach und nach verschlimmert.

Die Mangrebinen oder Westafrikaner sind gemeiniglich Abentheurer und Landläufer, die aus den verschiedenen Staaten der Barbarei, und selbst aus Marokko sich in Aegypten niederlassen, um daselbst ihr Glück zu machen. Der gewöhnliche Weg, den sie dazu wählen, sind Kriegsdienste. Ihre Anzahl ist sehr beträchtlich.

Unter den Aethiopiern begreift man die gemeinen Sklaven, die man jährlich aus Habesch und aus dem Innern Afrikas auf die ägyptischen Märkte bringt. Sie sind zahlreich und werden zu der schwersten und niedrigsten Arbeit gebraucht.

Die Juden sind unter den in diesem Abschnitte genannten Nationen am zahlreichsten. Man rech-

net ihre Anzahl auf sechszig bis achtzig tausend. Sie sind verachtet und gedrückt. Ihre Beschäftigung besteht im Handel, auch sind sie die Geschäftsträger und Unterhändler der Großen. Sie tragen eine vorgeschriebene, sie auszeichnende Kleidung. Die meisten leben jetzt in großer Dürftigkeit, weil sie den Pacht der Zölle verloren haben. Sie sind oft schweren Erpressungen unterworfen.

Außer diesen Nationen trifft man auch noch Perser, Indianer und Tartarn im Lande zerstreuet an.

Die mancherlei Einwohner Aegyptens sind ihrer äußerlichen Gestalt nach sehr von einander unterschieden. Die Araber haben fast ganz ihre Nationalphysiognomie behalten: die bessern Nahrungsmittel aber haben ihnen einen größern und stärkern Körper gegeben. Ihre Haut ist von der Sonne verbrannt, rauh und schwarzbraun. Ihre Gesichtszüge sind zwar nicht schön, aber doch auch nicht widrig. Die Köpfe der meisten sind oval. Die Stirn ist groß und vordringend, die Nase groß, der Mund wohl gespalten, und die Zähne sind weiß. Sie haben durchgängig, unter schwarzen

und starken Augenbraunen, schwarze tiefliegende, blinzende Augen. Die Mienen der Fellahs sind etwas düster und mürrisch, der Beduinen freier, aber wild. Die Araber in den Städten haben sich mehr mit den andern Einwohnern vermischt, und dadurch viel von ihrer Originalität verloren.

Die Kopten unterscheiden sich in Ansehung ihrer Körperbildung sehr von allen Einwohnern Aegyptens. Sie haben durchgehends eine schwarzgelbe räuchrige Haut, ein aufgedunsenes Gesicht, dicke hervorquellende Augen, flache eingedrückte Nasen und dicke Wurstlippen. Sie sind von Natur etwas kürzer, aber gesetzter und fetter als die Araber. Sie haben gemeiniglich eine finstere und melancholische Miene.

Der arbeitende Theil der Einwohner von Aegypten besitzt überhaupt körperliche Stärke, Ausdauer bei harter Arbeit, Geschwindigkeit und Biegsamkeit der Glieder.

Sowohl vornehme als geringe Aegypter sind mäßig im Essen und Trinken, und genießen so wenig Nahrung, daß man kaum begreifen kann, wo sie die Kräfte zu ihren schweren Arbeiten herneh-

men. Freilich zwingt sie das Klima einigermaßen zur Mäßigkeit, und sie werden auch von Jugend auf daran gewöhnt.

Die Kost, die die Armen in den Städten und das Landvolk genießt, ist höchst elend und kümmerlich. Das Letztere ißt das ganze Jahr hindurch fast nichts als ungesäuertes und unschmackhaftes Brod von Durra (indianischem Hirse) das über gedorrtem Miste gebacken wird, und rohe Zwiebeln. Das Brod tunkt es in etwas Oel. Sein Getränke besteht in Wasser. Diejenigen preisen sich glücklich, die manchmal mit saurer Milch und Käse, mit Honig, mit Datteln und andern Früchten abwechseln können. Nur die Wohlhabendsten unter ihnen essen an den höchsten Feiertagen Fleisch, oder ein anderes ihrer Lieblingsgerichte. Noch giebt es einige Nahrungsmittel für die Bewohner besonderer Gegenden, die in den Pflanzen und Thieren bestehen, die sich an diesen Orten befinden, und die weiter unten werden erwähnt werden.

Die wohlhabendere Volksklasse in den Städten genießt bessere Speisen, weil sie eine größere Verschiedenheit von Lebensmitteln auf ihren Märk-

ten findet: aber selbst an den Tafeln der Großen und Reichen herrscht eine außerordentliche Einfachheit. Große schwerbelastete Schüsseln müssen gemeiniglich den Mangel der Mannigfaltigkeit ersetzen. Eine starke Schüssel Pillau (gekochter Reis, mit Safran stark gewürzt und mit Geflügel bedeckt) ist ihr Hauptgericht, und Ragouts, Hachis, Karbonnaden von Hammelfleisch, Tauben und anderes Geflügel, Melonen, gefüllte Gurken, Obst und Backwerk sind ihre Nebenspeisen. Abends speist man eine Stunde nach Sonnenuntergang und ißt nur wenige und leichte Speisen. Bei der größten Hitze im April und Mai ißt man gewöhnlich nur Hülsenfrüchte, Kräuter und Fische; zur Fastenzeit wird erst nach Sonnenuntergang gegessen. In Aegypten ißt man gar kein Schweinefleisch. Wildpret trifft man im ganzen Lande nicht an. Man genießt auch Kräuter, Fische und Früchte.

Alles Essen bereitet man in kupfernen Gefäßen zu, trägt es in kupfernen, verzinnten Schüsseln auf, und setzt es auf eine große verzinnte Kupferplatte, die auf einem niedrigen Tische steht. Man sitzt auf untergeschlagenen Beinen auf Teppichen,

die über den Boden ausgebreitet sind. Rings um den Tisch herum geht ein langes Tuch, von welchem jeder Gast einen Theil vor sich nimmt; sehr vornehme Personen erhalten besondere Servietten. Die Speisen zerlegt man schon in der Küche; jeder fährt mit den Fingern in die Schüssel und langt sich damit zu. Messer und Gabel sind nicht gebräuchlich. Vor und nach der Mahlzeit reicht man Wasser zum Waschen der Hände herum, und während des Essens trinkt man wenig oder gar nicht. Die Einwohner von geringerem Stande und die Araber machen noch weniger Umstände. Die Küchengeräthe derselben sind irden, und die Teller von Holz. Uebrigens essen die Aegypter, wenn sie keine Gesellschaft haben, gemeiniglich in dem Zimmer einer ihrer Frauen, die alsdann auch die Bestellung der Küche besorgen muß.

Alle Aegypter trinken gewöhnlich Nilwasser, und zwar im heißen Sommer in außerordentlicher Menge. Man bewahrt es in großen irdenen Gefäßen auf, macht es durch bittere Mandeln und heftiges Umrühren mit der Hand rein und wohlschmeckend, und erhält es durch das Aufhängen

an der Zugluft frisch. Sie trinken auch troz des Verbotes im Koran Wein und Branntwein, wenn sie Gelegenheit dazu haben, doch thun sie dies heimlich. Ein häufiges Getränke unter dem gemeinen Volke ist Busi, (Busa) das aus Wasser und darein gemischtem Gerstenmehl zubereitet wird, und dann, durch noch einen Zusatz, eine berauschende Kraft erhält. Alle Aegypter lieben den Kaffee sehr, den sie aber ohne Milch und Zucker genießen. Man trifft daher den ganzen Tag über eine große Menge Menschen auf den Kaffeehäusern an. Ein Lieblingsgetränke ist noch der Sorbet; auch trinkt man oft Orangenblüthenwasser und Zimmetwasser. Opium ist in Aegypten in keinem so häufigen Gebrauche als in den übrigen Ländern der Türkei; doch pflegt das gemeine Volk kleine Pillen von zerstoßenen grünen Hanfblättern zu verschlucken, um sich einen angenehmen Rausch zu verschaffen.

Die Aegypter stehen gemeiniglich sehr früh auf, gehn in die Moscheen, und besuchen hierauf die Kaffeehäuser. Ihre Geschäfte fangen sie sehr spät an, und verlassen sie so früh als möglich wieder. Die übrige Zeit bringen die Vornehmern in

ihren Weiberzimmern und mit Besuchen, die Geringern auf Kaffeehäusern zu. Sie sind große Liebhaber des Mittagsschlafes, und eine lange Tabakspfeife, aus welcher sie mit schwachen langsamen Zügen rauchen, ist ihre stete Gesellschaft.

Die Sprache, wodurch man sich den Einwohnern verständlich machen kann, ist die arabische, welche im gemeinen Leben gebraucht wird. Reisende müssen nothwendig diese Sprache erlernen, wenn sie Aegypten mit Nutzen durchwandern wollen.

Die ägyptische Kleidung ist lang und weit, womit aber, wie es die Mode mit sich bringt, mancherlei Veränderungen vorgenommen werden. Daß sich die Kleidung nach dem Stande und nach den Vermögensumständen der Personen richtet, begreift man leicht. Die freien Araber tragen ein Hemd, das bis an die Knie reicht, und ein großes Stück von weißem baumwollenen oder wollenen Zeuge darüber, das sie auf verschiedene Art um ihren Körper schlagen, oder auch frei flattern lassen. Dies macht ihre ganze Bedeckung aus. Einige tragen auch zwei oder drei dergleichen Hemden über einander. Ihr Kopfputz besteht in einem

seidenen oder baumwollenen Schnupftuche, das sie um den Kopf wickeln, und das mit einem andern, das aber länger ist, fest gebunden wird, wovon ein Theil auf die Schultern herabfällt. Beide Geschlechter tragen diese Tracht, nur unterscheidet sich die weibliche durch die Farbe und durch besondere Zierrathen am Kopfputz. Viele Araber tragen auch lange Oberkleider mit weiten Aermeln.

Die Bauern tragen ein grobes, blaues leinwandenes Hemde und eine Art von grobem schwarzen Mantel, der aber die Arme, Beine und die Brust unbedeckt läßt Wenige haben Beinkleider. Den Kopf bedeckt eine steife Mütze von Filz oder dickem Tuche, die man mit einem Stücke von rothem wollenen Zeuge umwindet. Ihre Kinder gehen den Sommer und in manchen Gegenden das ganze Jahr hindurch nackt.

Das gemeine Volk in den Städten trägt eine elende Kleidung, die in einem langen Hemde, das über den Hüften durch einen Gürtel befestigt ist, und in langen Beinkleidern besteht, die man unter das Hemde zieht. Die Füße sind unbedeckt, und

der Kopfputz ist eine niedrige Mütze mit einem um dieselbe gewundenen Tuche.

Die Kleidung der Vornehmen ist mannigfaltiger. Das Hemd eines Kairiners vom Stande ist von Baumwolle oder sehr feiner Leinewand mit weiten Aermeln; die Beinkleider, die er darunter trägt, sind ebenfalls weißes Linnen. An den Füßen hat er leinene Socken und über diesen kleine Pantoffeln von sehr dünnem Leder. Ueber dies alles zieht man außerordentlich weite und lange, gemeiniglich rothe Beinkleider (Schakschir), woran noch ein paar leichte lederne Socken fest genähet sind. Diese trägt man aber nur zu Hause; denn wenn man ausgeht, so zieht man noch ein paar andere Pantoffeln ohne Absätze und Quartiere an. Bei den Aegyptern sind keine Strümpfe im Gebrauch; statt derselben umwickelt man bei kaltem Wetter, oder auf Reisen, die Beine mit wollenen Tüchern, über welche man weite Stiefeln zieht. Ueber dem Gewand und dem Schakschir trägt man ein Gewand (Entari) von der Form unserer Schlafröcke, das zwei Hände breit über die Knie herunter geht, und bis an die Hüften über

einander geschlagen und daselbst befestigt wird; es ist gemeiniglich von einem leichten und schönen ostindischen oder syrischen Zeuge und mit Leinwand gefüttert. Ueber die Entari zieht man den Kaftan, der allezeit von reicherm Stoffe (gemeiniglich von Seide) und eben so weit als die Entari ist, nur hat er längere und weitere Aermel. Den Kaftan befestigt man in der Gegend der Hüften mit einem breiten Gürtel von kostbarem Zeuge; hier heftet man manchmal die Enden des Kaftans an, um freier gehen zu können und die Unterkleider sehen zu lassen. Auch steckt in diesem Gürtel ein großes langes Messer (Kandschar), dessen Scheide von Metall, oftmals auch von vergoldetem Silber mit Holz gefüttert, der Griff aber allezeit sehr prächtig und mit Steinen besetzt ist. Ueber dem Kaftan trägt man ein Kleidungsstück von feinem Tuche oder Laken ohne Futter, das eben so weit, aber einige Hände breit kürzer ist als der Kaftan; die Aermel desselben reichen kaum bis an die Ellenbogen. In der kühlen Jahreszeit ist die Dschube gemeiniglich mit Pelzwerk gefüttert, manche tragen auch noch einen Pelz darüber. Das letzte Gewand-

endlich ist der Benisch, das das eigentliche Staatskleid und eine Art von Mantel ist, der außerordentlich weit ist, und bis auf die Erde herabreicht; auch seine Aermel sind weit und gehen bis über die Finger herunter. Dies Kleid ist gemeiniglich weiß und von feinem baumwollenen Zeuge. Man kann hieraus sehen, mit wie vielen Kleidern ein vornehmer Aegypter bedeckt ist, und daß er eine unbehülfliche Figur spielen muß.

Die Mamlucken tragen, einige kleine Abänderungen ausgenommen, dieselbe Kleidung. Sie haben noch eine ungeheuer große Ueberhose, die bis an die Brust reicht, und worein sie den untersten Theil aller ihrer langen Kleider stecken können. Sie ist von einem groben wollenen Zeuge.

Leute vom Mittelstande tragen außer dem Hemde und den Beinkleidern eine Entari, einen Gürtel und einen Benisch.

Den meisten Veränderungen bei den Aegyptern ist der Kopfputz unterworfen, wovon es drei Hauptarten giebt. Das Wesentlichste daran ist eine steife Mütze, entweder von Filz oder von gefärbtem Tuche, oder auch von anderm Zeuge, mit

Baumwolle gefüttert; manchmal ist die Mütze hoch und am untern Theile mit einem großen Stücke von feiner, künstlich gelegter Leinewand umwunden, manchmal kleiner und niedriger, aber auch auf mannigfaltige Art von Zeug umwunden. Die erstere Art nennt man Kaouk, die zweite Sasch oder Turban; eine dritte Gattung ist der sogenannte Kalpak, das eine Mütze von verschiedener Gestalt und Größe ist, deren oberer Theil mit Tuch, der untere aber mit Lämmerfell überzogen ist. Durch die mannigfaltige Größe und durch die Form, besonders aber durch die Art, wie das Tuch gewunden und gelegt wird, zum Theil aber auch durch die Farben, unterscheidet man nicht nur die Nationen, sondern auch die verschiedenen Stände von einander. Unter diesem Kopfputze trägt man noch durchgehends ein kleines rothes Käppchen auf dem bloßen Kopfe, das Fås heißt.

Die Kopfhaare lassen sich die Aegypter mit dem Schermesser glatt abscheren, doch läßt man auf dem Kopfe oben ein kleines Zöpfchen stehen. Die Araber hingegen lassen ihr Haar zum Theil wachsen, und tragen es auf mancherlei Art. Ein

ansehnlicher Bart ist eine Hauptzierde der Aegypter, an dem die Stutzer mancherlei künsteln, und den sie färben.

Die Aegypter lieben an ihren Kleidern vorzüglich helle und lebhafte Farben. Die Christen tragen Kleider von allen Farben, nur Grün ausgenommen, weil dies die heilige Farbe der Muselmänner ist. Unter den Christen dürfen nur die Franken in gelben Pantoffeln gehen, die morgenländischen Christen tragen blaue, rothe oder schwarze.

Am Beirams- oder Opferfeste kleiden sich alle Mahomedaner sammt ihren Leuten neu, selbst die Aermsten kaufen sich ein neues Kleidungsstück. Die Vornehmen machen bei dieser Gelegenheit einen großen Aufwand.

Die Kleidung der Frauen kommt im Wesentlichen mit der männlichen Kleidung überein. Sie tragen Hemden, Beinkleider, lange Gewänder und Gürtel, wie die Männer, aber weit kostbarer, feiner und schöner. Ihr Hemde ist von dünner Seide oder Musselin: unter demselben tragen sie lange Unterhosen, im Sommer von Musselin, in der

kühlen Jahreszeit aber von Seide mit Gold gestickt. Die meisten tragen über dem Hemde ein flatterndes Gewand, das mit einem breiten Gürtel von der feinsten Kaschemirwolle um den Leib geschlossen wird. Ueber dies Gewand ziehen sie noch ein anderes langes Kleid oder einen Pelz mit kurzen Aermeln. Gehen sie aus, so tragen sie gemeiniglich eine Art Mantel von Leinwand, über welchem noch ein großer schwarzer Schleier, der das nothwendigste Stück ihrer Kleidung ist, bis zur Erde herabhängt. Sie sind daher ganz vermummt, und man kann keinen Zug von ihnen entdecken. Ihr Kopfputz besteht in einem kostbaren ostindischen Schnupftuche, das sie um den Kopf winden, und mit Edelgesteinen und mit einer doppelten halbmondförmigen Perlenschnur schmücken. Ihr Haar hängt entweder in natürlichen Locken herab, oder wird in kleine Zöpfchen geflochten und über das Tuch aufgesteckt.

Ihre größte Pracht zeigen sie, wenn sie Besuche geben oder annehmen. Im erstern Falle haben sie verschiedene von ihren Sklavinnen, und manchmal ein großes Gepäcke von Kleidern bei

sich. Den Schleier und das Oberkleid nimmt man ihnen gleich nach der Ankunft bei einer Freundin ab. Nach der ersten Bewirthung und nach einer etwa halbstündigen Unterhaltung läßt sich sowohl die Wirthin vom Hause als ihre Besucherin umkleiden; man setzt darauf die Unterhaltung einige Zeitlang wieder fort, und verändert die Kleider wiederum. Diese Umkleidung nimmt man nach der Länge des Besuchs vier, sechs bis acht mal vor, und jedes Frauenzimmer sucht es der andern an Pracht zuvor zu thun. Diese Frauenzimmer sind gekaufte Sklavinnen, und ihre Herren haben gewöhnlich vier solcher Frauen. Ihre Moden betreffen besonders den Schnitt der Kleider, die Verzierung des Gürtels und die Veränderung des Kopfputzes. An ihren Fingern tragen sie kostbare Ringe; ihr langes, schwarzes Haar salben sie mit kostbaren Essenzen; ihr Gesicht und oftmals auch den ganzen Körper waschen sie mit Rosenwasser; ihre Kleider räuchern sie mit Aloeholz; den Rand der Augenlieder und die Augenbraunen färben sie schwarz, und die Nägel an Händen und Füßen aurorgelb. Jede Woche besucht das Frauenzimmer

ein oder mehreremale das Bad, wo diese Künsteleien vorgenommen werden.

Die Bäuerinnen und die gemeinen Weiber in den Städten tragen lange Beinkleider von schlechter Leinewand auf dem bloßen Leibe, und ein weites blaues Hemde mit langen von der Schulter bis an die Hüfte breiten Aermeln, die sie darüber ziehen. Um den Kopf winden sie ein schlechtes Tuch; in ihren geflochtenen Haaren tragen manche kleine Schnallen und andere Zierrathen; in den Ohren hängen große Ringe, womit sie auch Hände und Füße beschweren. Diese Ringe sind gemeiniglich von Blei. Lefzen, Kinn, Brust und andere Theile ihres Körpers entstellen sie durch schwarze und blaue Zierrathen in der Haut; Hände und Füße färben sie gelb, die Nägel aber roth.

Die Weiber aus dem Mittelstande ahmen, so weit es ihr Vermögen erlaubt, den Vornehmern nach. Der Schleier der Aermern, sowohl in Städten als auf dem Lande, besteht in einem langen, schmalen Tuche, das nur die Augen frei läßt, das übrige Gesicht aber völlig bedeckt.

Ein großer Theil der Einwohner von Aegypten wohnt in Klüften und Grotten, oder unter Zelten. Die Anzahl der erstern ist gering; nur wenige Landleute in Oberägypten und arme Beduinenfamilien sind dazu genöthigt, die andern aber sind zahlreicher, und begreifen alle herumziehende Araber unter sich.

Die Wohnungen der Fellahs, also die Häuser in den ägyptischen Dörfern, sind niedrige, ungesunde, schmutzige und räucherige Hütten, die sie selbst von Erde oder Lehm aufwerfen. Sie sind fast ohne alles Hausgeräthe. Auch die Wohnungen der ärmern Städtebewohner sind elend. Leute vom Mittelstande haben bequemere Häuser von ungebrannten Ziegeln, die ein Stockwerk hoch sind.

Die Vornehmen haben große und weitläuftige, gemeiniglich zwei oder drei Stockwerk hohe Gebäude; von außen aber haben sie kein gutes Ansehen. Sie sind von Mauern umringt und mit geräumigen Holzplätzen versehen; in dem Innern trifft man Pracht und Bequemlichkeit an. Sie haben zwar keine prächtigen Möbeln, aber desto mehr andere Verzierungen. Der Fußboden ist mit Matten be-

deckt; die Wände haben sehr hohe Paneele, die oft von dem schönsten Marmor sind; der obere Theil derselben und die Decke ist bemalt; die Sofas sind eben so bequem als reich verziert. Die Wohnungen der Weiber machen zwar mit dem übrigen Gebäude ein Ganzes aus, aber sie stehen mit dem Theile, wo sich die Männer aufhalten, in fast gar keiner Verbindung. Jede Frau macht mit ihrer Sklavin eine besondere Haushaltung aus.

Die Dächer der Häuser sind alle platt und mit Geländern versehen. Man kühlt sich Abends darauf nach der Hitze des Tages ab; manchmal stehen auch Blumen und kleine Zelte darauf. Neben den Häusern sind oft Gärten.

Die Bauart in Aegypten ist sehr schlecht und geschmacklos. Man verwendet wenig auf die Unterhaltung und Verbesserung der Häuser, weil man nicht weiß, wie lange man in dem Besitze derselben bleibt.

Alle Aegypter halten die Wohlbeleibtheit für einen großen Vorzug; sie streben eifrig darnach, einen ansehnlichen Bauch zu erhalten. Sie halten ihn für ein Haupterforderniß der Schönheit, auch

bei dem andern Geschlechte. Ein Mädchen mit breiten Schultern und starken Hüften wird für eine vorzügliche Schönheit gehalten. Kinder zu haben ist der sehnlichste Wunsch und der größte Stolz aller Aeltern; selbst die Aermsten stimmen darin überein. Die väterliche Gewalt erstreckt sich in Aegypten sehr weit, aber die Aeltern lieben ihre Kinder sehr. Junge Leute beobachten in den Familienzirkeln und in Gesellschaften ein ehrerbietiges Stillschweigen. Selbst Männer brechen, sobald der Aelteste oder das Haupt der Familie zu reden anfängt, das Gespräch ab, und hören aufmerksam zu. Ueberhaupt hegt man eine große Achtung gegen das Alter.

Da man wegen der eifersüchtigen Tyrannen keinen Augenblick seines Vermögens versichert ist, so vermeidet man alles, was äußerlich Reichthum verrathen könnte, und schränkt sich bloß auf häusliche Freuden ein.

Die gewöhnliche häusliche Lebensart ist sehr einfach. Des Morgens steht der Aegypter mit der Sonne auf, reinigt sich, und verrichtet, dem Gebote gemäß, sein Gebet. Man bringt ihm seine

Pfeife und seinen Kaffee. Er bleibt auf dem weichen Sofa sitzen. Die Sklaven stehen, mit kreuzweis über die Brust gelegten Händen, stillschweigend am Ende des Zimmers. Nach dem Frühstück geht er an seine Geschäfte. Wegen der großen Hitze, die einen großen Theil des Jahres hindurch herrscht, wünscht man sich Ruhe, und liebt die Unthätigkeit. Man ist, besonders in Oberägypten, sehr gastfrei. Speisen die Männer in dem Harem, so werden sie von den Weibern stehend bedient. Keine Frau wagt sich neben ihren Mann zu setzen, oder eher zu essen, als er vom Tische aufgestanden ist.

Nach der Mittagsmahlzeit halten die Vornehmen einen Mittagsschlaf. Des Abends pflegt man auf dem Nil spazieren zu fahren, oder begiebt sich auf das Dach des Hauses.

Ob man gleich auf den Straßen gar nicht auf Reinlichkeit hält, so liebt man sie doch sehr an seiner eignen Person. Dies war auch der Fall bei den alten Aegyptern.

Bei den Frauenzimmern ist das Baden eine Art von Leidenschaft; oft bringen sie ganze Tage

in den Bädern zu. In Kairo darf kein Frauenzimmer anders als auf Eseln reiten. Dies thut man auch in andern Städten Aegyptens sehr häufig. Auch die Christen dürfen in ganz Aegypten nicht auf Pferden reiten. Sie bedienen sich daher der Esel dazu, und auch von diesen müssen sie in Kairo absteigen, wenn sie einem Bey oder vornehmen Einwohner der Stadt begegnen. Nur die Consuls hatten sonst die Freiheit auf Pferden zu reiten; jetzt dürfen aber auch andere vornehme Personen darauf erscheinen, müssen aber ansehnliche Geschenke für die Erlaubniß geben.

Die Vielweiberei ist den Aegyptern, wie allen Muselmännern, erlaubt. Ihre Weiber sind meistens georgische und tscherkassische Sklavinnen. Sehr selten hat ein Vornehmer eingeborne Aegypterinnen in seinem Harem. Man heirathet durchgängig sehr jung. Die Kopten werden schon im siebenten oder achten Jahre verlobt, und im eilften oder zwölften Jahre wird die Heirath vollzogen, nachdem sie vorher beschnitten worden sind. Die Ehescheidung ist bei ihnen sehr leicht.

Der Zustand des weiblichen Geschlechts ist höchst eingeschränkt und sklavisch, gleichwohl aber erhalten die Weiber noch einen großen Einfluß, weil die Erziehung der Kinder in ihren Händen ist. Sie besorgen auch die Geschäfte des innern Hauswesens. Bei den Besuchen betragen sie sich sehr zärtlich gegen einander. Ihre Art, einander zu begrüßen, besteht darinne, daß sie die Hand aufs Herz legen und einander umarmen. So lange als eine fremde Dame im Harem ist, darf der Herr vom Hause nicht zu seinen Frauen kommen. Dies würde eine Beleidigung der Gastfreundschaft seyn, und gefährliche Folgen haben. Die Frauenzimmer spielen oft unter diesem Vorrecht geheime Liebesintriguen.

Die Frauenzimmer machen oft, unter der Aufsicht der Verschittenen, kleine Lustfahrten auf dem Nil, wobei sie auch gemeiniglich Musik haben. Ein sehr angenehmer Zeitvertreib für die Aegypterinnen ist dieser, daß sie die Alme' kommen lassen. Diesen Namen, der so viel als Gelehrte bedeutet, giebt man gewissen Mädchen, die eine sorgfältigere Erziehung als die andern genossen haben,

und eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft in Aegypten ausmachen. Um unter die Alme' aufgenommen zu werden, muß ein Mädchen, nebst körperlichen Reitzen, eine schöne Stimme besitzen, Meisterin im Ausdrucke seyn, die Regeln der Dichtkunst verstehen, und über jeden Gegenstand aus dem Stegreife Verse machen und absingen können. Sie haben immer eine Menge scherzhafter, verliebter und trauriger Gesänge in Bereitschaft, die sie mit vieler Armuth vortragen. Kein Vornehmer giebt leicht ein Gastgebot, ohne die Alme' kommen zu lassen. Nach aufgehobener Tafel treten sie in den Speisesaal und fangen an zu tanzen. Ihre Tänze sind pantomimische Ballets, in welchen sie verschiedene Begebenheiten, vorzüglich aber die Geheimnisse der Liebe, vortragen. Ihre Fertigkeit und Leichtigkeit im Tanzen verdient die größte Bewunderung. Ehe sie den Tanz eröffnen, legen sie den Schleier ab und mit ihm zugleich alle Schamhaftigkeit ihres Geschlechts. Alle ihre Bewegungen sind so ausdrucksvoll, daß man unmöglich die Bedeutung davon verkennen kann. Sie tragen ein langes, seidenes, dünnes Kleid, das von einem ge-

stickten

stickten Gürtel nur nachlässig zusammengehalten wird. Ihr schwarzes parfumirtes Haar fällt in langen Locken über die Schultern herab, und ihr Busen ist mit einem dünnen Florhemde bedeckt, das nur ihre Reize vergrößert, weil es die Einbildungskraft entflammt. Bei jeder Bewegung, die sie machen, werden alle Formen und Umrisse ihres Körpers sichtbar, und der Inhalt ihrer Gesänge, der wollüstige Ton der Flöten und Cymbeln, die ihren Tanz begleiten, entspricht jenen Bewegungen vollkommen. Diese Mädchen werden während des Tanzes wahre Bachantinnen; sie überlassen sich dem Taumel ihrer Leidenschaften mit der größten Zügellosigkeit. Je ausgelassener und wollüstiger ihre Vorstellungen sind, desto mehr Beifall erhalten sie von den Zuschauern.

Man gestattet diesen Älme'n auch freien Zutritt zu den Harems, wo sie den Damens neue Gesänge lehren, kleine Romane erzählen, oder verliebte Gedichte vordeklamiren. Ihr Gesang ist bloß natürlich und ohne alle Kunst. Zuweilen singen zwei zugleich, aber immer nach einerlei Noten.

Man gebraucht die Alme' auch bei Hochzeiten, wo sie vor der Braut vorhergehen. Bei Begräbnissen dingt man sie zum Weinen und zum Klagen, und während des Leichenzugs stimmen sie Trauergesänge an.

Auch die gemeinen Leute haben ihre Alme', die aber nicht so theuer als die jetzt beschriebene ist, und die dieser auch an Kenntnissen, Geschicklichkeit und Schönheit nachsteht. Auf den Straßen in und um Kairo findet man eine große Menge solcher Mädchen, deren Ausgelassenheit und Zügellosigkeit alle Vorstellungen übertrifft.

Die Aegypter sind artig und höflich im Umgange mit einander. Begegnen sie einander, so strecken sie die rechte Hand aus, legen sie auf die Brust und neigen den Kopf ein wenig. Will man jemand eine große Ehrerbietung bezeigen, so küßt man sich selbst die Hand und legt sie dann auf den Kopf. Wenn man einen Vornehmen besucht, so küßt man ihm die Hand. Unter dem Militär ist es gewöhnlich, daß jeder Offizier demjenigen, der zunächst über ihm ist, den Steigbügel hält, wenn er zu Pferde steigt, und im Divan zieht der Niedere

demjenigen, der dem Range nach über ihm ist, einen Pantoffel aus, legt denselben neben sich, und erhält sodann von demjenigen, der unter ihm ist, die nämliche Ehre.

Unter dem Weibern herrscht die Sitte, zuweilen Klagelieder bei den Gräbern der Ihrigen anzustimmen und sie mit wohlriechenden Pflanzen zu bestreuen.

Die Gewohnheit, die Leichen einzubalsamiren, ist schon lange in Aegypten abgeschaft worden, und heut zu Tage weiß man um so weniger etwas davon, da die Muselmänner durch ihre Religion verbunden sind, ihre Todten sobald als möglich zu begraben.

Die Leichenbegängnisse der Vornehmen sind sehr ansehnlich, und die Alme' spielt dabey eine große Rolle.

Wenige Nationen besitzen einen so geringen Grad von Kultur als die Aegypter. Selten können Araber lesen; aber was sie in ihrer frühsten Jugend lernen und aus dem Grunde verstehen, ist Reiten; Werfen nach dem Ziele und andere dergleichen körperliche Uebungen.

Die Kopten lernen außer Lesen und Schreiben noch das Rechnen. Ihre Rechnungen aber werden in Zeichen geführt, die nur ihnen bekannt sind. Sie dienen als Schreiber bei dem Divan, den Beys und auf den Dörfern. Man stellt sie auch als Rechnungsführer und als Rentmeister an, und sie erwerben sich das Zutrauen ihrer Herren eben so wohl durch ihre Treue, als durch ihre Geschicklichkeit.

Da die Aegypter so unwissend sind, so begreifen sie nicht, warum die Fremden in Aegypten die Alterthümer aufsuchen. Sie glauben daher, man wolle verborgene Schätze abholen. Sehen sie nun, daß die Fremden leer aus den Ruinen weggehen, so glauben sie, sie haben die Schätze durch Zauberei hinweg gebracht. Reisende sind oft Mißhandlungen ausgesetzt, wenn sie die Alterthümer untersuchen, und oft werden sie gänzlich davon weggejagt. Kurz, die Aegypter sind äußerst unwissend, abergläubisch, bigott, und haben nicht den geringsten Begriff von dem, wozu sie auf dieser Erde da sind. Sie vegetiren ihr ganzes Leben hindurch, werden gleich Blumen vor der Zeit abge-

knickt, und sterben. Die Mahomedaner zerstören alles, was ihnen von Alterthümern in den Weg kommt, und die Mamlucken mißhandeln das unwissende Volk auf die grausamste Weise. Man trifft keine Spur von Achtung gegen die Menschheit an; alles wird als Sache vernichtet, und jeder Widerstand gegen die blutigen Bedrückungen wird mit dem Tode bestraft. Diese Tyrannei hat eine allgemeine Gefühllosigkeit und einen Egoismus erzeugt, der nur sich zu retten sucht, und nur für seinen eignen Vortheil sorgt.

Siam.

Das Königreich Siam grenzt gegen Norden an Laos, gegen Osten an Kambona, Tunkin und den Meerbusen von Siam, gegen Westen an den bengalischen Meerbusen, und gegen Süden an die Halbinsel Malana. Die Länge desselben könnte von Norden gegen Süden wohl hundert und siebzig bis hundert und achtzig deutsche Meilen ausmachen; es ist aber nirgends über funfzig Meilen breit, und an einigen Stellen wird es von eben gedachten beiden Meerbusen so eingeengt, daß die Breite kaum zwanzig Meilen hält. Die Einwohner von Siam nen-

nen, nach Kämpfers Bericht, ihr Vaterland Muanthai oder das Land der Freien, welcher Benennung sie noch den prächtig lautenden Titel, der Kreis, den die Götter bewohnen, hinzuzufügen pflegen. Die Malayer und Peguaner nennen es Tziam, aus welchem Namen die europäischen Seefahrer vermuthlich Siam gemacht haben.

Von Morgen gegen Mitternacht, und von Mitternacht gegen Abend wird dieses Königreich von einer doppelten langen Kette von Bergen eingeschlossen, die demselben zu einer natürlichen Vormauer dienen. Das flache von diesen Gebirgen umgebene Land formirt ein ungeheures Thal, welches an einigen Orten wohl funfzig Meilen breit ist, und von dem Fluß Menam bewässert wird. Das ist der schönste Theil des Königreichs. Uebrigens kennt man das Innere dieses Königreichs noch zu wenig, um von mehr Landschaften, als die, die an den Küsten und dem Ufer des Flusses Menam liegen, urtheilen zu können.

Der Fluß Menam ist sehr tief, fließt schnell, hat viel Wasser, und kann die größten Schiffe tra-

gen. Im Anfange des Oktobers fängt der Strom an zu schwellen, und ergießt sich in die umliegenden Gegenden, wodurch denn das flache Land auf eine geraume Zeit unter Wasser gesetzt wird. Im December aber sinket das Wasser schon wieder. Sobald man merkt, daß dieses geschehen soll, steigt der König in seinen Balon, eine Art von drachenförmiger und sehr reich besetzter Gondel, fährt längs dem Strome hin, und thut die flehendlichste Bitte an denselben, die Ebene wieder zu verlassen und in sein Bette zurück zu treten. Diese Ceremonie, so lächerlich sie auch immer ist, wird doch alle Jahr auf das genaueste beobachtet.

Da der Boden, auf dem die Hauptstadt gebauet ist, mit einer großen Menge Kanäle durchschnitten ist, die ihr Wasser vom Flusse Menam erhalten, so erhält sie dadurch viel Aehnlichkeit mit Venedig. Die Größe derselben beträgt anderthalb deutsche Meilen.

Die Einwohner von Siam sind klein von Person, aber dabey doch wohl gewachsen. Männer sowohl wie Weiber haben breite Gesichter und hohe Kinnbacken, welches verursacht, daß sie mehr läng-

lich viereckig, als länglich rund aussehen. Ihre Augen sind klein, wenig lebhaft, und das Weiße in denselben fällt ins Gelbliche. Hierzu kömmt noch ein großer Mund, dicke, bleiche Lefzen und Zähne, die durch das häufige Betelkauen ganz schwarz geworden sind. Ihre Gesichtsfarbe ist eben so wenig reizend; sie fällt ins Braunrothe, und die nämliche Farbe haben auch ihre Hände und Füße. Ihre Nase ist kurz und rund an der Spitze, und ihre Ohren sind sehr groß, welches sie, wie die meisten asiatischen Völker, für eine große Schönheit halten. Auch haben sie dicke, schwarze Haare, welche die Männer sowohl wie die Weiber so kurz abschneiden, daß sie ihnen nicht die Ohren bedekken. Die Weiber legen keine Schminke auf; aber die Großen des Reichs und alle Hofleute malen sich nach ihrem Range, bald mehr bald weniger, mit blauer Farbe von den Füßen bis zum Gürtel. Diesem Gebrauch zufolge färbt sich der König von den Fußsohlen bis zum Nabel mit dieser Farbe. La Loubere bemerkt noch bei dieser Gelegenheit, daß dieser Gebrauch mehr aus Aberglauben als aus Hochmuth eingeführt ist.

Die Siamer gehen gewöhnlich mit bloßen Kopf und Füßen. Um den Leib schlagen sie ein Stück Leinwand oder andres Zeug, nachdem sie vorneh-mer oder geringer sind. Es ist ungefähr drittehalb Ellen lang, und fällt bis auf die Knie herab, und wird zwischen den Beinen heraufgezogen und an dem Gürtel befestigt. Die Portugiesen nennen dieses Kleid Panje. Die Mandarinen tragen auch noch ein Hemde von Nesseltuch, welches die Stelle der Weste vertritt. Sobald ihnen ein Mann von hö-herm Range begegnet, ziehen sie es aus und wik-keln es um den Leib, wodurch sie zu erkennen ge-ben, daß sie bereit sind, seine Befehle anzuneh-men. Diese Hemden haben keinen Kragen, sind vorne offen, und lassen den ganzen Oberleib bis an den Nabel bloß. Die Aermel sind sehr weit und werden nirgends befestiget. Uebrigens sind diese Hemden sehr enge und gehen bis an den Gürtel, wo sie in kleine Falten gelegt werden.

Der König von Siam trägt über sein Hemde eine Weste von Seide, mit goldenen oder silber-nen Blumen. Sie liegt sehr enge am Leib, und hat eben solche Aermel. Aber niemand darf eine

ähnliche Kleidung tragen, woferne er sie nicht vom Könige geschenkt erhält. Eine weiße, hohe und wie ein Zuckerhut zugespitzte Mütze ist der Hauptschmuck des Königs, der Großen seines Reichs, der Befehlshaber seiner Kriegsheere und seiner Hofbedienten. Die Mütze des Königs umgiebt eine Krone von kostbaren Steinen, und die Mützen der übrigen zieren gleichfalls Reife von Gold, Silber oder vergoldetem Kupfer, woran man ihren Rang erkennen kann. Diese Mützen werden unter dem Kinn befestiget, und nie abgenommen, wenn man jemand grüßt; doch werden sie nur allein dann getragen, wenn einer vor dem König erscheinen muß, oder sich sonst in Amtsgeschäften befindet. Auch haben sie Reisehüte, die aber nie bei solchen Gelegenheiten aufgesetzt werden; die königlichen sind von verschiedenen Farben. Das gemeine Volk geht immer mit bloßem Kopf, oder bedeckt ihn höchstens nur mit einem baumwollenen Lappen. Ferner trägt man in diesem Lande spitzige Pantoffeln ohne Absätze und Hinterleder. Sie ziehen sie aus, so oft sie in das Haus eines vornehmen Mannes kommen, theils um die Zimmer nicht

unreinlich zu machen, theils auch, um dem Besitzer des Hauses ihre Hochachtung zu bezeigen.

Die weibliche Kleidung ist wenig von der männlichen unterschieden; auch sie schlagen ein Kleid oder Panje um ihre Lenden, ziehen es aber nicht zwischen den Beinen durch, sondern lassen es bis auf die Waden hinunter hängen. Die Vornehmen tragen noch überdem eine Leibbinde, mit welcher sie die Brust bedecken, und die Enden über die Schultern schlagen. Den übrigen Theil des Leibes lassen sie ganz bloß, weil sie kein Hemde, wie die Männer, tragen. Ungeachtet ihrer Nacktheit aber werden sie doch wegen ihrer Sittsamkeit gerühmt. Es giebt überhaupt wohl wenig Länder, wo die Einwohner beiderlei Geschlechts mehr Schamhaftigkeit besitzen sollen, wie in diesem Lande. Sogar beim Baden nehmen sie nie ihr Panje ab.

Ihre Kinder gehen bis ins vierte oder fünfte Jahr ohne Panje; sobald sie es aber einmal angezogen haben, wird es ihnen nicht wieder ausgezogen, ja selbst dann nicht, wenn sie wegen begangener Bosheit gestraft werden sollen. Auf dem

bloßen Leibe Schläge bekommen, heißt in Asien überhaupt eben so viel, als jemand ehrlos machen.

Eben so einfach wie die Tracht der Siamer sind auch ihre Wohnungen, Hausgeräthe und Speisen. Ihre Häuser sind von Bambusrohr zusammengeflochten, und haben mehr Aehnlichkeit mit einem Vogelbauer, wie mit einer menschlichen Wohnung. An denjenigen Orten, die am meisten der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, stehen diese Häuser auf dreizehn bis vierzehn Fuß hohen Pfählen; die Treppen zu denselben hängen auf der einen Seite herab, wie die Leitern an unsern Windmühlen. Das Dach ist mit Pabinblättern gedeckt. Ein mit Erde angefüllter und auf vier Stöcken festgemachter Korb ersetzt die Stelle des Feuerheerdes; kurz, alles zeigt die größte Armuth an, und das Innere entspricht dem Aeußern vollkommen. Alle ihre Möbeln bestehen in einigen Sesseln, einem Tisch, und ihren Betten. Viele, besonders unter dem gemeinen Volke, schlafen nur auf schlechten Matten, die von Rohr geflochten sind. Ihre Stühle sind gleichfalls von Rohr,

auf welchen bei reichen Leuten noch Küssen von verschiedenen Zeugen gelegt werden. Niemand darf sich eines Fußteppichs bedienen, woferne er nicht von dem König damit beschenkt wird.

Da die Religion des Landes den Einwohnern das Fleischessen größtentheils untersagt, so schränken sich alle ihre Speisen auf Reis, Gartengewächse, Früchte und Fische ein, ob sie gleich weder an Wildpret noch zahmen Vieh Mangel haben. Uebrigens herrscht, selbst bei ihren prächtigsten Gastmahlen, weder Sinnlichkeit noch Delicatesse. Alle Speisen werden auf einmal aufgetragen und ohne Ordnung vorgesetzt. Jeder Gast ißt, nach chinesischer Sitte, für sich besonders. Eben dieser Gebrauch wird auch bei ihren gewöhnlichen Mahlzeiten, wenn sie unter sich sind, beobachtet. Der Hausherr speist an dem einen Tisch, die Frau an einem andern, und selbst die Kinder werden jedes für sich bei Tische bedient. Die eigentliche Stunde zur Mahlzeit ist immer des Morgens, wenn jeder das Bette verläßt. Mittags nehmen sie nur einige leichte Speisen zu sich, und die Abendmahl-

zeit wird mit Untergang der Sonne gehalten. Unter einem so heißen Himmelsstriche, wie in Siam, wird natürlicher Weise nur wenig gegessen. Ihre Lieblingsspeisen sind getrocknete und eingesalzene Fische, faule Eier und allerlei Ungeziefer und Insekten. Dieser dem europäischen Gaumen so ekelhafte Geschmack herrscht überhaupt bei den meisten morgenländischen Völkern. La Loubere sagt: „Die Natur scheint den Siamern Geschmack an Nahrungsmitteln dieser Art mit Fleiß eingeflößt zu haben, weil sie am leichtesten zu verdauen sind.“ — Reines Wasser und Thee sind die gewöhnlichen Getränke dieses Volks. Auch trinken die Reichen persische und spanische Weine, und der gemeine Mann, wenn er recht lustig seyn will, Reisbranntewein; doch pflegen sie sich selten zu berauschen.

Höflichkeit und Bescheidenheit sind die natürlichen Eigenschaften der Siamer; sie übertreiben aber beides. Man flößt ihnen von Kindheit an Ehrbarkeit gegen ihres Gleichen und unbedingten Gehorsam gegen die Befehle ihrer Aeltern und

Vorgesetzten ein. Das Alter wird in großen Ehren gehalten. Wenn zwei Mandarine zusammen kommen, so wird immer der jüngste, gesetzt, daß er auch von weit höherm Range wäre, dem ältesten den ersten Platz überlassen. Einigkeit und Unterwürfigkeit herrschen in jeder Familie in einem solchen Grade, daß ein Sohn, der über seinen Vater klagen sollte, für ein Ungeheuer gehalten werden würde. Ihre Sprache ist an höflichen, lieblichen, verbindlichen und herablassenden Ausdrücken sehr reich. Dem Frauenzimmer wird jederzeit mit der äußersten Achtung begegnet. Das männliche Geschlecht giebt ihnen immer Beinamen, die von den größten Kostbarkeiten, die man in diesem Lande kennt, entlehnt werden, z. B. junger Diamant, junges Gold, junge Blumen, junger Himmel. Nie wird man mit einem Frauenzimmer sprechen, ohne ihr den Beinamen jung beizulegen; denn man ist in Siam eben so sehr wie in Europa überzeugt, daß dieses der schmeichelhafteste Lobspruch für das schöne Geschlecht ist.

Diejenige Stelle, die am höchsten von der Erde erhaben ist, wird auch für die ehrenvollste in diesem Lande gehalten. In einer Ebene bezeichnet die rechte Hand immer den vorzüglichsten Platz. Privatpersonen werden nie ihres Gleichen die rechte Hand oder den Vorsitz überlassen. Auf der Straße gehen sie immer hinter, aber nie neben einander. Man würde gegen die Achtung, die man Standespersonen schuldig ist, sich zu versündigen glauben, wenn man während der Zeit, daß sie in einem Balon unter einer Brücke durchfahren, über dieselbe gehen sollte. Die Siamer denken in diesem Punkte so genau, daß sie lieber ihre Balons halten lassen, als sich der Schande aussetzen wollen, unter den Füßen eines andern Menschen durchzufahren.

Alle diese durch den Gebrauch vorgeschriebenen und festgesetzten Höflichkeitsbezeigungen werden für Pflichten angesehen, von welchen sich niemand losmachen kann. Derjenige, der sich untersteht, seinen Vorgesetzten unartig zu begegnen, oder seine Schuldigkeit gegen sie zu unterlassen, läuft immer

Gefahr, die Bastonade zu bekommen. Einem andern das Gesicht berühren, mit der einen Hand über den Kopf zu fahren, oder in den Haaren zu wühlen, sind Dinge, die für die gröbsten Beleidigungen gehalten werden. Der Höflichkeitscoder dieses Landes verlangt es durchaus, alles mit beiden Händen zugleich anzugreifen und zu überreichen; wer darwider handelt, begeht die unverzeihlichste Grobheit. Aber ungeachtet ihrer übertriebenen Höflichkeit erlauben sie sich doch mancherlei Freiheiten, wodurch man in Europa sich gegen die Gesetze der Reinlichkeit und Wohlanständigkeit gröblich versündigen würde. Wenn sie sich zusammen in Gesellschaft befinden, hat jeder die Freiheit, den Folgen einer üblen Verdauung freien Lauf zu lassen, sich mit den Daumen den Schweiß von der Stirne zu wischen, und sich mit den Fingern die Nase zu schneuzen, ohne daß er darum für unhöflich gehalten werden sollte. Indeß trägt doch jeder, der einen Besuch abstatten will, einen kleinen silbernen oder kupfernen Spucknapf bei sich, um nicht die Matten oder Sitze zu beschmutzen.

Die Siamer, sagt P. Tachard, glauben einen Gott; sie verstehen aber hierunter ein Wesen, welches aus Geist und Körper zusammengesetzt, dessen Haupteigenschaft es ist, den Menschen zu helfen. Diese Hülfe besteht darin, daß er ihnen ein Gesetz giebt, ihnen die Mittel zum Guten vorschreibt, und in der wahren Religion und den ihnen nöthigen Wissenschaften unterrichtet. Die Vollkommenheiten, die sie ihm zueignen, bestehen in dem höchsten Grad aller moralischen Tugenden, die er durch unaufhörliche Uebung in einer unendlichen Menge Körper, die er bewohnte, erlangt hat. Ihren Begriffen zu Folge ist Gott ohne Leidenschaften, ohne Wünsche und ohne die geringste Bewegung, die seiner Ruhe schaden könnten. Aber er gelangte zu diesem höchsten Grade der Vollkommenheit erst durch die ausnehmendste Aufmerksamkeit auf die Unterdrückung seiner Leidenschaften. Diese Anstrengung wirkt in seinem Körper eine so wunderbare Veränderung, daß sein Blut davon ganz weiß wird. Es steht in seiner Gewalt, sich sichtbar oder unsichtbar zu machen; in dem nämlichen

Augenblicke kann er, kraft seiner Wünsche, sich von dem einen äußersten Ende der Welt bis zum andern versetzen. Er weiß alles, aber sein Wissen besteht nicht wie das menschliche in einer Folge von Vernunftschüssen, es ist bloß ein klarer Blick, mit welchem er auf einmal die Vorschriften des Gesetzes, die Laster und Tugenden, die verborgensten Geheimnisse der Natur, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, den Himmel, die Erde und Hölle, und alle Theile der Welt übersieht. Er erinnert sich deutlich aller Dinge, die von seiner ersten bis zu seiner letzten Seelenwanderung vorgegangen sind. Indeß ist doch das Glück dieses siamischen Gottes nicht eher vollkommen, als in dem Augenblick, wenn er stirbt, um nie wieder aufzuleben. Alsdann erscheint er nicht mehr auf der Erde, und ist von allem Elend befreit. Die siamischen Gelehrten vergleichen diesen Tod mit dem Schlaf, der uns gegen alle Leiden unempfindlich macht, nur mit dem Unterschied, daß ihr Gott, sobald er stirbt, auf immer davon befreiet ist, dahingegen der menschliche Schlaf nur in einem kurzen Aufschub besteht.

Diesem verstorbenen Gott folgt ein anderer, und die Regierung eines jeden währt eine gewisse Anzahl Jahre.

Auch glauben sie, daß ein jeder Mensch, der sich vorsetzt, durch seine Handlungen die göttliche Würde zu verdienen, und nach langen Prüfungen zu dem vollkommensten Grad der Tugenden gelangt ist, dereinst Gott selbst werden könne. Auch nehmen sie Engel an.

Jedes Gute oder Uebel, behaupten sie, welches einem begegnet, sey die Wirkung der guten oder bösen Handlungen, die wir in diesem oder in einem der vorigen Lebensläufe verübt haben, und hierdurch ließe sich der Ursprung alles Guten und Bösen deutlich und natürlich erklären. Reichthümer, Würden, Geist, Schönheit und andere natürliche Vortheile sind Belohnungen der Tugend, die man in seinem ersten Leben ausgeübt hat. Armuth, Schande, Dummheit, Häßlichkeit und andere Fehler sind die Bestrafung

des Lasters; und dies sind ihrer Meinung nach die Urquellen der Ungleichheit unter den Menschen.

Vermöge einer Folge dieses Systems setzen sie fest, daß die Seelen aus drei verschiedenen Oertern hervorgehen, um dem Schicksal gemäß, welches sie vordem verdient haben, die menschlichen, himmlischen, thierischen und höllischen Körper zu bewohnen. Könige, Fürsten, mit einem Worte alle diejenigen, die die ersten Rollen auf dem Schauplatz der Welt spielen, haben himmlische Seelen erhalten. Diejenigen, deren Seelen zuvor einen thierischen Körper bewohnten, sind von einer weniger erhabenen Klasse, und von der Stunde ihrer Geburt an der Dürftigkeit und allen Arten des Elends unterworfen. Die von höllischen Seelen belebten Menschen sind Spielbälle schändlicher und schädlicher Leidenschaften. Ihr ganzes Leben besteht in einem Gemisch von Verbrechen und Unglücksfällen.

Ihren Begriffen nach ist die Welt ewig. Sie finden es abgeschmackt, ihr einen Anfang und

ein Ende beizulegen. Jene nach einander folgende Erneuerung des Daseyns der Wesen und ihrer Unwandelbarkeit sind, wie sie sagen, die unwiderleglichsten Beweise von der Ewigkeit ihrer Existenz und ihrer Fortdauer.

Alle die Attribute, die sie, wie man gesehen hat, ihrem Gott beilegen, eignen sie auch dem Sommono-Khodom zu, den sie verehren. Seine Geschichte ist ein ungeheures Gemisch der lächerlichsten Fabeln und einiger Züge, die aus dem Christenthum entlehnt sind. Nach seinem Tode, welchen die Siamer nicht wie eine wirkliche Vernichtung ansehen, wurde sein Körper verbrannt, und seine Gebeine von seinen Schülern bis jetzt aufbehalten. Ein Theil davon befindet sich in Siam, der andere in Pegu, und man ermangelt nicht, diesen Gebeinen die wunderbarsten Eigenschaften beizumessen.

Die Gesetze, die Sommono-Khodom den Siamern ertheilte, sind in sechs Vorschriften ent-

halten: 1) Nie zu lügen und niemanden zu betrügen. 2) Nicht zu stehlen. 3) Keine Unzucht oder andere Unehrbarkeit zu begehen. 4) Nicht das Weib seines Nächstens zu begehren. 5) Kein lebendiges Geschöpf umzubringen. 6) Kein berauschendes Getränk zu trinken.

Der Aberglaube herrscht hier über den menschlichen Verstand nicht weniger, wie im übrigen Indien. Die Andächtigen nehmen sich sehr in Acht, den vierfüßigen und kriechenden Thieren, den Insekten und sogar den Bäumen das geringste Leid zuzufügen. Diejenigen Bäume, deren Alter den Umsturz vorhersagt, werden gestützt, und die von der Erde entblößten Wurzeln wieder damit bedeckt.

Einigen Reisenden zu Folge haben die Siamer verschiedene religiöse Feste, die sie auf eine sehr andächtige Weise durch Opfer, Erleuchtungen ihrer Pagoden und Prozessionen, wobei man mit großem Pomp die Bildsäule des Sommo-

no-Khodom herumträgt, zu feiern pflegen. Andere, vorzüglich der Pater Leblank, versichern, daß diese Völker weder an Götter noch an Gottesdienst gedächten, und daß die Talapoins (die ihre Priester sind) sich angelegen seyn ließen, für die Laien zu beten und zu opfern, während dem diese alle ihre Religionspflichten darauf einschränkten, den Priestern Almosen zu geben. Um hierüber aber ein richtiges Urtheil zu fällen, oder Wahrheit von Uebertreibung unterscheiden zu können, ist Siam noch nicht bekannt genug. —

Ihre Geistlichen sind in Klassen eingetheilt; auch haben sie Einsiedler, Mönche und Nonnen. Unter dem Vorwande, die Ehre ihres priesterlichen Amtes zu behaupten, eignen sich die Talapoins eine unendliche Menge Vorzüge zu. Sie grüssen niemand, verlangen aber, daß sich ein jeder bis an die Erde vor ihnen verneigen soll. Auf der Straße gehen sie keinem Menschen aus dem Wege, und in den Häusern nehmen sie immer den vor-

nehmsten Platz ein, doch zeigen sie sich immer äußerst erkenntlich für empfangene Wohlthaten.

Die Ausbildung des Geistes, so wie die Uebungen des Körpers werden in Siam gleich vernachlässiget, und ihre Faulheit erstreckt sich sogar so weit, daß sie selbst das Vergnügen des Spatzierengehens nicht kennen wollen. Kurz alle ihre Uebung schränkt sich bloß auf das Regieren des Balons ein, und sobald sie nur vier bis fünf Jahre alt sind, lernen sie rudern. Sie können diese Arbeit lange Zeit mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit aushalten, vermuthlich, weil sie dabei sitzen, welches überhaupt die Lieblingsstellung der Siamer zu seyn scheint.

So wenig aber dieses Volk auch an Leibesübungen Geschmack findet, so sehr liebt es doch öffentliche Schauspiele. Sie haben Theater, auf welchen man in Pantomimen verschiedene kriegerische Begebenheiten vorstellt; desgleichen Dramas, wo Tänze mit verliebten Gesängen und den größ-

ten Zoten abwechseln. Auch giebt es chinesische Komödianten, Seiltänzer, Taschenspieler und Gaukler, die vielen Zulauf haben.

Zu den siamischen Schauspielen muß man auch Elephanten- und andre Thierkämpfe, vorzüglich aber die Hahnengefechte zählen. Das gemeinste ihrer Spiele ist Triktrak, welches sie Saka nennen, und auf die nämliche Art, wie wir spielen. Sie sind diesem Spiele so sehr ergeben, daß sie in demselben oft ihr ganzes Vermögen, die Freiheit ihrer Kinder und sogar ihre eigne dem ungewissen Glück Preis geben. Der Rauchtabak hat nicht weniger Reiz für sie. Alt und jung, Männer, Weiber und Kinder rauchen ihr Pfeifchen, sobald sie nur einen Augenblick Muße haben. So verschleudern die Siamer ihre meiste Zeit, außer den sechs Monaten des Jahres, während welcher sie Frohndienste für den König thun müssen. Landbau, häusliche Geschäfte und überhaupt alle Arbeiten werden von den Weibern verrichtet. Dem La Loubere zu Folge wird jeder Siamer

des Morgens um sieben Uhr von seinem Weibe aufgeweckt, die ihm sogleich Reis und Fische vorsetzt. Nach vollendeter Mahlzeit legt er sich wieder nieder und schläft bis Mittag, da er dann eine zweite hält. Sogar die ganze Zeit bis zur Abendmahlzeit wird wieder mit Schlafen, und nachher die übrigen wenigen Stunden bis zur Nachtruhe mit Spielen und Tabakrauchen zugebracht.

In ganz Siam giebt es keinen einzigen geschickten Handwerksmann oder Künstler. Die natürliche Trägheit der Einwohner und der Mangel an Aufmunterung sind die beiden Haupthindernisse, die sie wahrscheinlich auf immer verhindern werden, große Fortschritte in Künsten und andern Handthierungen dieser Art zu machen. Welcher Arbeiter sollte sich auch wohl vor andern auszuzeichnen wünschen, da er zum voraus sieht, daß er statt der Belohnung nur Sklaverei zu gewarten hat, und gezwungen werden würde, sein ganzes übriges Leben umsonst mit Arbeiten für den König zuzubringen. Weil sie während dem königlichen

Frohndienst zu allen Arbeiten ohne Unterschied angehalten werden, so lernen sie natürlicherweise keine einzige aus dem Grunde. Sie haben alle nothwendige Künstler und Handwerker, aber aus oben angeführten Ursachen keinen einzigen vortrefflichen Meister in seiner Kunst. Diejenigen Handthierungen, die blos dem Luxus ihr Daseyn zu verdanken haben, können natürlicherweise in einem so armen Lande wie Siam gar nicht existiren.

Alle Reisebeschreiber schildern uns dieses Königreich wie ein beynahe ganz unangebautes. Die von den Flüssen am weitesten entlegenen Gegenden sind mit Waldungen bedeckt. Diejenigen hingegen, die nahe am Wasser liegen, oder von der Ueberschwemmung fruchtbar gemacht werden, belohnen den Fleiß des Landmanns reichlich. Der Reis ist die gewöhnliche Nahrung der Einwohner, und wird am meisten gebaut; auch säet man Waizen auf den Anhöhen, die vor der Ueberschwemmung sicher sind. Doch geschiehet dieses nicht sehr häufig, weil vermuthlich das Begießen derselben den

trägen Einwohnern zu viel Mühe macht, oder auch der Absatz dieses Lebensmittels ihnen zu schwer wird. Außerdem findet man auch in ihren Gärten türkischen Waizen, desgleichen Erbsen und andere Hülsenfrüchte, die aber nach dem einstimmigen Bericht aller Reisenden keine Aehnlichkeit mit den europäischen haben.

Die mehresten in Europa bekannten Blumen zieren auch die Blumenbeete der Siamer. Man sieht auf denselben Nelken, Tuberosen u. s. w., aber nur selten Rosen und Jasmin. Ueberhaupt haben alle Blumen in diesem Lande wenig Schönheit, und verblühen wegen der übermäßigen Hitze sehr geschwind; eine Unannehmlichkeit, die indeß durch den Wohlgeruch und herrlichen Geschmack der dortigen Früchte hinlänglich ersetzt wird. Man hat hier eine große Menge von allerlei Gartenfrüchten, die man in Ostindien findet, z. B. Ananas, Feigen von Bananas und andern Bäumen, Cocosnüsse und dergleichen mehr.

In Siam findet man keine Maulbeerbäume, und daher auch keine Seide, dahingegen giebt es

viele Baumwollbäume, und die Siamer verfertigen eine Menge Baumwollenzeuge, die sehr fein sind. Ferner bringt dieses Land alle Arten von Holz hervor, welches sowohl zum Bauen, als auch zu andern Arbeiten sehr gut ist; auch hat man hier verschiedene seltene Bäume, die den vortrefflichen Gummi tragen, den die Chineser und Japaner zu ihren lackirten Arbeiten gebrauchen. Aus der Rinde eines andern Baumes, den die Siamer Tonhoe nennen, machen sie Papier, und aus andern, die wilde Früchte tragen, ziehen sie ein Oel, mit welchem sie dauerhafte und schöne Kütte, und sehr guten Mörtel zubereiten.

Den Siamern steht es frei, mehrere Weiber zu haben, aber nur eine darf den Titel der Gattin führen. Der Heirathsantrag geschieht durch alte Weiber, die den Aeltern von beiden Theilen gute Zeugnisse überbringen; haben alsdann die Aeltern ihre Einwilligung dazu gegeben, ist die Mitgabe der Braut, das Vermögen des jungen Mannes bestimmt, so wird dem Bräutigam die

Braut mit der Mitgift überliefert. Die Feierlichkeiten dabei währen bis gegen Mitternacht, worauf man denn die jungen Eheleute ins Schlafgemach führt und den Ueberrest der Nacht mit einander allein läßt. Den Morgen darauf besuchen die Talopoins das neue Ehepaar, segnen ihre Vereinigung mit einigen Gebeten ein, und besprengen beide mit geweihtem Wasser.

Ihre Begräbnißgebräuche sind nicht weniger sonderbar. Sobald ein Kranker den letzten Seufzer ausgestoßen hat, gießt man ihm Quecksilber in den Mund, welches das Eingeweide verzehren und den üblen Geruch verhindern soll. Alsdann legt man den Körper in einen Sarg von lakirtem Holz oder vergoldetem Blei, und setzt ihn auf eine mit brennenden Wachslichtern umringte Erhöhung, wobei man noch mit einer Menge wohlriechender Sachen räuchert. Nacht für Nacht finden sich einige T a l o p o i n s ein, die sich in dem Zimmer längs den Wänden stellen, und moralische Lieder absingen; eine Ceremonie, die ihrem Vorgeben

nach

nach dahin abzweckt, der Seele des Verstorbenen den geraden Weg zum Himmel zu zeigen.

Die Familie sucht alsdann auf dem Felde einen bequemen Platz aus, um dem Verstorbenen die letzten Pflichten zu bezeigen, die darin bestehen, daß man seinen Körper dem Feuer überliefert. Doch wird er nicht ganz zu Asche verbrannt, sondern nur geröstet, worauf man ihn vom Holzstoß wieder herabnimmt, in einen Sarg legt, und diesen unter die Pyramiden, die um ihre Pagoden herumstehen, begräbt. Diese Pyramiden sind ihre Leichensteine, die aber so schlecht gemacht sind, daß sie selten über ein Jahrhundert dauern, auch haben sie keine Inschriften.

Man hat unter diesem Volke überhaupt nur zwei Hauptstände, entweder freie Leute oder Leibeigene *), obgleich die ersten nicht viel freier

*) Die Leibeigenen werden in vier Klassen getheilt. Sie sind entweder von Geburt, oder wegen Schulden, oder von der Justiz oder durch den Macht-

sind, wie die letzten; denn alle sind Sklaven des unumschränktesten Despoten, welcher auch durch seinen Willen Edelleute schaft, und andere wieder ihres Adels beraubt, da dieser nur von Staatsbedienungen abhängt. Ein jeder dieser Edelleute erhält mit seiner Bedienung zugleich eine gewisse Anzahl Knechte, die verpflichtet sind, *ihm jährlich* sechs Monate lang ohne Sold zu dienen. Mit dem Verlust des Amtes hört aber auch alle Hoheit auf. Eine Familie mag auch durch vieljährigen Besitz hoher Würden und Ehrenstellen noch so vornehm geworden und in Ansehen gekommen seyn, so fallen doch, sobald diese in andere Hände gerathen, alle ihr Vorzüge zugleich mit weg, und alle Mitglieder derselben sinken in ihr voriges Nichts zurück.

spruch des Königs zu diesem Stande verdammt. Ein Sklave, der es Schulden halber ist, kann sich durch Erstattung derselben seine Freiheit wieder erkaufen; zeugt er aber während dieser Zeit Kinder, so muß er sie mit seinem Herrn theilen.

Das Volk (worunter die Freien verstanden werden) formirt eine Art von Miliz, in welcher jeder einrollirt ist. Alle freie Siamer sind Soldaten, und müssen dem Könige sechs Monat lang dienen, der Waffen und Pferde unter sie austheilen läßt, sobald er sich ihrer zum Kriege bedienen will. Dem König fällt es auf diese Art nicht schwer, zahlreiche Kriegsheere aufzubringen, jedoch sind sie nichts mehr als ungeheure Haufen undisciplinirter Leute, die nicht den geringsten Begriff von Ordnung und Kriegszucht haben. Ihre Meinung von Seelenwanderung flößt ihnen an und für sich schon einen Abscheu vor allem Blutvergießen ein, und macht sie äußerst feigherzig. Der Anblick eines einzigen entblößten Degens ist schon fähig, hundert Siamer in die Flucht zu jagen.

Die Seemacht der Siamer ist noch unbedeutender wie ihre Landmacht. Sie besteht in fünf bis sechs großen Schiffen, welche wir im dritten Bändchen, in der Abhandlung von China, näher kennen lernen werden, und in vierzig bis funfzig

Galeeren, von welchen jede ungefähr mit sechszig Mann besetzt ist, die theils zum Rudern, theils als Soldaten gebraucht werden. Ihre gewöhnlichen Fahrzeuge aber sind kleine Barken, die sie Balons nennen. Diese Schiffe sind gemeiniglich nicht breiter als sechs Fuß, zuweilen aber wohl hundert bis zweihundert Fuß lang, und werden aus dem Stamme eines einzigen Baumes verfertiget, den sie mit Feuer aushöhlen und ihm die gehörige Weite geben. Nachher erhöhen sie die beiden Seiten mit aufgesetzten Bretern, und machen sowohl das Vorder- als das Hintertheil sehr hoch, welche dann gewöhnlich Drachen oder andere Ungeheuer vorstellen. Die Ruderknechte sitzen in denselben auf kleinen Bänken mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen. Zu Landreisen bedienen sie sich der Palakins, einer Art von Ruhebetten, die von vier bis acht Mann getragen werden, aber nicht bedeckt sind, und in welchen man sitzen kann.

Der König von Siam ist unstreitig der mächtigste unter den Fürsten auf der Halbinsel jenseits

des Ganges. Seine Unterthanen bezeigen ihm bei jeder Gelegenheit unendliche Ehrfurcht, die beinahe an Anbetung grenzt. Sein Pallast wird für einen heiligen Ort gehalten; niemand darf hineingehen, ohne sich bis auf die Erde zu verneigen; auch wird ein jeder zuvor entwafnet und genau examinirt. Sobald man merkt, daß er gegessen oder getrunken hat, oder ihm sonst aus dem Halse riecht, wird er sogleich zurückgewiesen, damit der geheiligte Pallast des Monarchen nicht verunreinigt werden möchte.

Der König hat verschiedene Weiber, und, so wie alle orientalische Fürsten, eine große Menge Beischläferinnen. Die Thronfolge ist nicht nach Regeln festgesetzt, oder diese werden doch wenigstens sehr oft überschritten. Die Ränke und Gunst einer königlichen Beischläferin verursachen nicht selten die Ausschließung der rechtmäßigen Söhne des Monarchen. Töchter hingegen können, den Landesgesetzen gemäß, niemals den Thron besteigen.

Um diese Nachrichten nicht unnöthiger Weise auszudehnen, bleibt uns nichts übrig, als ein Hauptgemälde von den sittlichen Eigenschaften der Siamer zu entwerfen, welches zugleich zu einer Uebersicht des Vorhergehenden dienen kann.

Der Geist der Dienstbarkeit, worin die Siamer erzogen sind, entnervt ihren Muth, und flößt ihnen eine ganz außerordentliche Zaghaftigkeit ein. Ihre Gemüthsart ist sanft, hat aber nichts Leutseliges noch Einnehmendes an sich. Wenn sie bescheiden und geduldig sind, so rührt dieses nicht aus Tugend, sondern vielmehr aus Trägheit her. Ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was sie umgiebt, ist unbegrenzt, und nähert sich in der That der Unempfindlichkeit. Sie bewundern nichts, und können eben so innig lieben als heftig hassen. Außer dem Hofdienst, wozu sie aus politischen Gründen angehalten und gezwungen werden, würden sie das allerunthätigste Leben von der Welt führen. Ob sie gleich in ihrer Physiognomie etwas Finsteres und Dummes haben, welches eben keinen

großen Begriff von ihrem Verstande erweckt, so fehlt ihnen es doch weder an Einsicht noch Beurtheilungskraft. Alles, was sie sehen oder hören, begreifen sie sehr leicht. Ihre Antworten sind geistreich und lebhaft, der Soff sowohl wie der Zorn sind Laster, vor denen sie Abscheu haben, und die man bei ihnen nur unter dem geringsten Pöbel antrift.

Ihr Charakter flößt ihnen wenig Anhänglichkeit an ihre Religion ein, von welcher sie überhaupt nur sehr superficielle Begriffe haben; indessen begegnen sie doch ihren Priestern mit vieler Ehrfurcht. Auch tragen sie nach ihrem Vermögen alles, was sie können, zur Verschönerung und Auszierung ihrer Pagoden und zur Bereicherung der Priester bei.

So außerordentlich viel Ehrlichkeit sie auch in ihren Handelsgeschäften zeigen, so ist doch dabei ihr Hang zum Wucher unbegrenzt, dem sie sich um so vielmehr ergeben, weil sie sich deshalb nicht

vor Strafe zu fürchten haben. Ueberhaupt ist der Geitz das Hauptlaster der Siamer. Da ihr Vermögen blos von der Willkühr ihres Beherrschers oder seiner Minister abhängt, so sammlen sie nur Schätze, um sie wieder zu vergraben. Werden sie einmal aufgebracht, so kennen sie auch keine Zurückhaltung mehr; da sie indeß doch viel zu feige sind, sich auf eine offenbare Weise zu rächen, so nehmen sie gemeiniglich ihre Zuflucht zur Verläumdung, zum Gift und Meuchelmord. Vom Zweikampfe wissen sie nichts; ihre Zänkereien endigen sich gewöhnlich entweder mit Faustschlägen oder Schimpfwörtern.

Wenn die Siamer sich ewige Freundschaft zuschwören wollen, so trinken sie aus einer Schale Arrak mit einander. Um aber diesem Versprechen einen noch feierlichern Anstrich zu geben, so ritzen sie sich ein wenig in die Haut, und saugen das Blut aus. Doch ohngeachtet dieser Ceremonie werden sie, sobald es nur ihr Nutzen erfordert, Verräther an ihren Freunden.

Scham und Ehrbarkeit sind, wie wir bereits erwähnt haben, die Mitgabe, welche den siamischen Weibern von der Natur ertheilt worden ist. Alle Reisende rühmen nicht weniger die Klugheit und bescheidene Zurückhaltung. Ihre Ohren sind eben so keusch wie ihre Augen, und unzüchtige Lieder ertönen nie von ihren Lippen. Da sie von Natur zu keinen Ausschweifungen geneigt sind, so beobachten sie fast durchgängig die ihren Männern angelobte Treue. Ihre Lebensart ist arbeitsam; sie spielen nicht, lieben keinen Putz, und nehmen niemals von Mannspersonen Besuche an. Tod oder Sklaverei ist die unausbleibliche Strafe des Ehebruchs in diesem Lande. Gemeine Weiber genießen große Freiheit, aber die Vornehmern führen ein sehr eingezogenes Leben. Im Ganzen genommen hegen sie die zärtlichste Zuneigung für ihre Männer. Den Berichten einiger Reisenden zu Folge denken die Töchter in diesem Stück bei weitem nicht so fromm, wie die Mütter, und pflegen öfters die Wachsamkeit ihrer Hüter zu hintergehen. Werden ihre Liebeshändel entdeckt, so verkaufen

sie die Aeltern an einen öffentlichen Hurenwirth. Diese Leute bringen gleichfalls für Geld diejenigen Weiber an sich, die von ihren Männern wegen begangener Untreue verstoßen werden.

Schriften für Kinder,

welche

bei dem Verleger dieses Werkchens

zu haben sind.

---

1) Beaumonts, Frau von, lehrreiches Magazin für Kinder zur Bildung des Herzens und des Verstandes. Frei übersetzt, und für die Jugend faßlich vorgetragen. Von Kerndörfer. 8. 1802. 1 Thlr. 8 gr.

2) Eberts, J. J., Fabeln und Erzählungen für Kinder und junge Leute beiderlei Geschlechts. Mit Kupfern von Jury. kl. 8. 1798. 20 gr.

3) Dessen physikalische und technologische Mannigfaltigkeiten, zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend. 8. 1800. 1 Thlr. 4 gr

4) Pferd, das, für Knaben. Ein belehrendes und unterhaltendes Bilderbuch. Herausgegeben von S. v. Tennecker. Erstes Heft, mit 1 illumin. und 3 schwarzen Kupfern, gezeichnet von Winkler und Berggold, und gestochen von Rosmäsler. 4. 1802. 1 Thlr. 12 gr.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

II.

Araber in Jemen. Araberin auf d. Caffegebi

Araber in Egÿpten. ein Fischer zu Desjidd

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Johann Gottfried,

Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen ein interessantes Lesebuch für die Jugend

Bd.: 2,2

Leipzig 1803

H.g.hum. 103 b-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435155-6